Friedrich Weissers

neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyter Theil.

Brünn 1821.
Bey Joseph Georg Traßler.

A noſtris procul eſt omnis veſica libellis,
Muſa nec inſano ſyrmate noſtra tumet.

Martialis.

RBR
Jantz
#941
bd. 2

Inhalt.

Seite

Erste Abtheilung.

I. Des Dichters Genesung. An Herrn Medicinalrath und Leibarzt, D. Ludwig, in Stuttgart 3
II. Die gelösten Fragen, oder das Mährchen vom Kaiser und vom Abt . 6
III. Schmuls Sendschreiben an den Landstreicher Sordidus . . . 18
IV. Der Poetenwirth 21
V. Flaschenlied 22
VI. Lina 23
VII. Sebastian Brants, des jüngern, Sonett zum Lobe der Schauspieler . 24
VIII. Verschobene Besserung . . 25
IX. Reimwuth 26
X. Skolie 28
XI. Der Volksfreund . . . 29
XII. Der landstreichende Sordidus . 29

Der Inhalt ist nach dem Titel zu binden.

Seite

XIII. Der Nachdruck und die Schriftsteller 30
XIV. Der Alte und die Erbschleicher . 30
XV. Der nachgedruckte Dichter . 43
XVI. Der Nachdrucker an die Dichter. Sonett . . . 34
XVII. Die Geschminkte . . 35
XVIII. Sünde und Strafe . . 36
XIX. Schlechter Ruhm . . 36
XX. Zaghaftigkeit im Unglück . . 37
XXI. Des Autors Bild . . 38
XXII. Beleidigung im Traum . 38
XXIII. Der falsche Freund . . 39
XXIV. Aufschrift eines Lusthauses . 39
XXV. Nichtigkeit des Lebens . . 40

Zweyte Abtheilung.

I. Eine merkwürdige Äußerung, den Mörder Kotzebues betreffend . . 43
II. Seltsame Apologie des schriftstellerischen Selbstlobs . . . 47
III. Eine ungedruckte Vorrede zu den noch nicht erschienenen epigrammatischen Gedichten des Verfassers . . 54
IV. Meldung von einem neuen possirlichen Buche 59
V. Züge aus dem Leben des Dichters, Friedrich Rudolph Ludwig Freyherrn von Canitz 65

Dritte Abtheilung.

I. An die Freude . . . 119
II. Der Lehrer seiner Frau . . 123

	Seite
III. Der Gönner	124
IV. Aufrichtigkeit und Höflichkeit	125
V. Der Glücks-Günstling	125
VI Der Erzähler	126
VII. Weiber-Werth	126
VIII. Die alternde Schöne an die Zeit	127
IX. Der Schwätzer	127
X. Der Segen	128
XI. Der Nahme eines bekannten After-Kritikers	128
XII. Der Poet mit Von und Ordens-Kreuz	129
XIII. Der sinnliche Unsterbliche	129
XIV. Poeten-Niederträchtigkeit	130
XV. Auf eben dieselbe	130
XVI. Das Haus des Kanzlers Baco	131
XVII. An einen unwissenden Verschwender	131
XVIII. Das gleiche Sinnbild	132
XIX. Agesilaus und die Feinde	133
XX. Der König Dyonisius und sein Sohn	134
XXI. Spätes Schämen	135
XXII. Prinz Moritz vor Neuport	136
XXIII. Der Neugeadelte	136
XXIV. Die Taschenbücher	137
XXV. Kunstverschwendung	137
XXVI. Socrates und seine Richter	138
XXVII. Der beste Arzt	139
XXVIII. Prinz Moritzens Trompeter	139
XXIX. Der Taugenichts auf der Spitze des Teneriffa	140
XXX. Der Rathsherr und der Abgesandte	141
XXXI. Phocion und Demosthenes	143
XXXII. Zubereitung zum Fasten	143

Seite

II. Bruchstücke aus der eigenen Lebensbeschreibung des wieder erstandenen Simplicissimus . . . 312

Siebente Abtheilung.

I. Ein Murrkopf über die Engelschaft der Weiber . . . 345
II. Rabener an Kästner . . 346
III. Verbessertes Becker-Kindsches Taschenbuch zum geselligen Vergnügen . 346
IV. Enthaltsamkeit . . . 350
V. Dichter-Einbildung . . 350
VI. Verkehrte Neigung . . 351
VII. Das Dichten . . . 352
VIII. Der junge Geck und der Greis . 355
IX. Der Sammler von mehr als Einem Taschenbuche . . . 355
X. Bramarbas . . . 356
XI. Verzeihliche Furcht . . 357
XII. An den Splitterrichter . . 357
XIII. Schlimms Braut . . 358
XIV. Der Trinker und Trinkliedersänger 358
XV. Der Landmann . . . 359
XVI. Wieland aus dem Reiche der Todten an den Herausgeber seiner Briefe an Sophie la Roche . . . 363
XVII. Der freundliche Schriftsteller . 365
XVIII. In Bays Stammbuch . 366
XIX. An die Wetterpropheten. . 366
XX. Auf den Naso . . . 367
XXI. Auf Ebendenselben . . 367
XXII. Weiber und Sterne . . 368

	Seite
XXIII. Der Gutherzige	369
XXIV. Der Waghals	369
XXV. Der Nachgiebige	370
XXVI. Unnatürliches Gelüsten	370
XXVII. Tugenden des Geschlechts	371
XXVIII. Muffels Pferde und Wagen	371
XXIX. Die heutige Frauentracht	372
XXX. Der fruchtbare Reimer	372
XXXI. An Ebendenselben	373
XXXII. An Ebendenselben	373
XXXIII. Auf Ebendenselben	374
XXXIV. An Ebendenselben	374
XXXV. Der junge Geitzhals	375
XXXVI. An den Mendax	375
XXXVII. An den gereisten Sordidus	376
XXXVIII. Mehr als Judas. Fragment aus Schmuls Tagebuch	377
XXXIX. Schmuls Lobrednerey	377
XL. Der Wohlthäter der Armen	378
XLI. Der ungeschickte Verleumder	378
XLII. Verfehlte Ähnlichkeit	379
XLIII. Der karge Bewirther	379
XLIV. Petrarchs Katze	380
XLV. Der Wahrsager an den Niger	382
XLVI. Das Morgenblatt	382
XLVII. Gleiches mit Gleichem	383
XLVIII. Unnöthige Eifersucht	383
XLIX. Die gelehrten Weiber. Eine Satyre	384

Verbesserungen
im ersten Theil.

Im Motto auf der Rückseite des Titelblatts lese man tumet, statt tamet.

S. 12, Lin. 4, statt: Drum Louischen, l. m. Drum, s Louischen.

S. 18, Lin. 4, statt: Steitenden, l. m. Streitenden.

S. 33, Lin. 5, statt: eignen, l. m. eigenen.

S. 51, Lin. 4, statt: ärmerer, l. m. ärmrer.

S. 64, Lin. 14, statt: seyen, l. m. seyn.

S. 95, Lin. 4, von unten, statt: mich, l. m. mir.

S. 105, Lin. 11, von unten, sollte das Wort: unterließ, mit einem großen Anfangsbuchstaben gedruckt seyn.

S. 110, Lin. 6, statt: daß, l. m. das.

S. 123, Lin. 13, von unten, statt: Krammladens, l. m. Kramladens.

S. 127, Lin. 7, von unten, statt: Armschlangen, l. m. Armspangen.

S. 128, Lin. 12, von unten, statt: Reichthümer, l. m. Reichthümern.

S. 133, Lin. 13, hätte das Wort: unseligen, mit einem großen Anfangsbuchstaben gedruckt werden sollen.

S. 144, Lin. 1, statt: meine, l. m. meinen.

S. 147, Lin. 8, statt: Auflauern, l. m. Auflaurern.

S. 156, Lin. 3, von unten, statt: Zeraide, l. m. Zoraide.

S. 170, Lin. 6, statt: dem kritischen, l. m. von dem kritischen.

S. 178, Lin. 7, von unten, nach dem Wort: Zeitung, ist das Comma wegzustreichen.

S. 205, Lin. 6, von unten, statt: Hemmel, l. m. Himmel.

S. 208, Lin. 8, von unten, statt: Deinem, l. m. Deinen.

S. 221, Lin. 6, statt: Häuschen, l. m. Hänschen.

S. 225, Lin. 2, von unten, statt: Gottlob, l. m. Gottlieb.

S. 229, Lin. 7, statt: schreibt, l. m. schreibt.

S. 246, Lin. 6, von unten, statt: einem, l. m. einen.

S. 257, Lin. 2, statt: Negers, l. m. Negros.

S. 257, Lin. 16, statt: wo er es, l. m. wo ers.

S. 273, Lin. 3, statt: er, l. m. Ihr.

S. 276, Lin. 12, von unten, statt: ihren, l. m. ihrem.

S. 277, Lin. 3, von unten, statt: Landknechte, l. m. Landsknechte.

S. 304, Lin. 10, statt: vor ihn, l. m. vor ihm.

S. 322, Lin. 9, von unten, statt jedem, l. m. jeden.

S. 338, Lin. 7, statt: des Unglückschwachen, l. m. das Unglück schwächen.

S. 353, Lin. 3, von unten, statt: sey es, l. m seys.

S. 356, Lin. 3, von unten, statt: Christen, l. m. Maulchrissen.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweiten Theils

erste Abtheilung.

I.

Des Dichters Genesung.

An Herrn Medicinalrath und Leibarzt, D. Ludwig, in Stuttgart.

Mann des Heils! Mich armen Kranken
Hast Du kühn dem Tod entführt.
Darum soll ein Lied Dir danken,
Von der Muse selbst dictirt.

Noch läßt keine Zeitung lesen:
Unser Freund, er schied von hier!
Noch erzählt: Er ist gewesen!
Kein verwünschter Stein von mir.

Ach! der Heilkunst Hohn zu sprechen,
Wagt' ich oft mit Mund und Schrift.
Ihr Gemisch — Vergib dem Frechen! —
Schalt ich unverbothnes Gift.

Zitternd nicht vor Phöbus Rache,
— Reuig sey die Schuld bekannt! —
Hieß ein Arzt in meiner Sprache
Nur des Todes Leibtrabant.

Trug hinaus man einen Todten,
Fragt' ich, bittern Hohn im Blick,
Keck den nächsten Trauerbothen:
Wessen ist das Meisterstück?

Doch Du strafst, o Wunder! Lügen
Meinen Spott, zum Frommen mir.
Eins war, kommen, sehen, siegen,
Cäsar Deiner Kunst! bey Dir.

Tausend Narren, ohne Zweifel,
Danken, o Triumph für Dich!
Deine Kur Dir mit dem Teufel,
Scheltend meinen Scherz und mich.

Doch der Leyer schönstes Tönen
Ist zu arm für meinen Dank;
Darum hoff' ich, hundert Schönen
Siehst Du nächstens blaß und krank.

Und von Einer hin zur Andern
Sehen neidisch, Tag für Tag,
Wir, o Glücklicher! Dich wandern,
Forschend nach des Pulses Schlag.

Welch ein Sieg, dem Sensenschwinger
Solche Beute zu entziehn!
Und der Sieg, Hygeas Jünger!
Ist vor allen Dir verliehn.

Küssend drum wird Jede danken
Ihrem Retter, ohne Scherz
Doch die schönste Deiner Kranken
Lohnt Dich gar mit Hand und Herz.

Meinen Dank, in goldne Saiten
Sang ich ihn, nach Dichter Art.
Doch, ich hoff' es, einen zweyten
Siehst Du selbst mir gern erspart.

II.

Die gelösten Fragen,

oder

Das Mährchen vom Kaiser und vom Abt.

Ein altes Mährchen laßt mich Euch erzählen!
Die Kunst, Ihr wißts, macht leicht das Alte neu.
Ein Kaiser fand, daß einer Welt befehlen,
So lustig nicht, als Manche wähnen, sey.
Drum sah man auch, nicht darf ich es verhehlen,
Fast nimmer ihn von böser Laune frey,
Und räthlich war's, vor ihm sich zu verstecken,
Begann der schwarze Dämon ihn zu necken.

Ein schönres Los war einem Abt gefallen;
Nichts kümmert, ihn die Sorg' um Leut, und Land;
Die Welt, die er beherrschte, hieß — St. Gallen,
Und gern ließ er sie stehen, wie sie stand;
Dem Krieg, blieb er nur fern von seinen Hallen,
Verzieh er christlich Mord, und Raub und Brand,
Und nichts gab ihm, den Weisen, Stoff zur Trauer,
Ward nur im Faß der Schlaftrunk ihm nicht sauer.

Drum quält' auch nicht im Wachen, nicht im Träumen,
Ihn je der Wunsch, er möchte Kaiser seyn.
Den Stuhl des Abts für einen Thron zu räumen,
Ein schöner Tausch! doch ging' er ihn nicht ein.
Fortunens Gunst, denkt er, mag immer säumen,
Will sie nur hohe Bürden mir verleihn.
Die Ruhe weicht vor schweren Herrscherpflichten,
Und sie nur ist mein Trachten und mein Dichten.

Doch wenn der Abt den Kaiser nicht beneidet,
Ward doch vom Abt des Kaisers Neid geweckt.
Wenn mich, denkt dieser, oft der Schlummer meidet,
Er weiß von keinem Übel, das ihn neckt,
Als daß zu früh die Nacht von hinnen scheidet,
Und ihm zuweilen sein Capaun nicht schmeckt.
St. Gallens Abt! Wohl magst Du Armer beben!
Ein Wetter seh' ich ob dem Haupt dir schweben.

Einſt ſieht der Kaiſer im Vorüberreiten
Den Glücklichen vor ſeines Kloſters Thor
Gar wohlgemuth mit ſtolzem Tritte ſchreiten,
Und ſpricht: Herr Abt, Euch Unſern Gruß zuvor!
Ihr wißt ſo wenig wohl von ſchlimmen Zeiten,
Als einer je, dem man den Kopf beſchor,
Und Euren Koch, ihn nenn' ich einen Meiſter!
Macht jede Schüſſel doch beynah' Euch feiſter.

Viel Rühmens hör' ich auch von Eurem Witze,
Und Freund und Feind nennt klug Euch und gelehrt.
Euch ſchmückte wohl längſt eine Biſchofsmütze,
Vergäbe man, wie es das Recht begehrt,
Die Würden nur ſtets nach dem Maß der Grütze,
Das manchem Liebling die Natur beſchert,
Drum Einmahl nur, haßt Ihr gleich ſonſt das Prahlen,
Laßt Euer Licht vor Eurem Kaiſer ſtrahlen.

Wenn Ihr, Herr Abt! auf meinem goldnen Throne
Im vollen Herrſcherglanze mich erblickt,
Das Kaiſerhaupt mit ſeiner Kaiſerkrone,
Die Schultern mit dem Purpurrock geſchmückt,
So meldet mir, daß Euch mein Staunen lohne,
Wenn Euch des Räthſels ſchwere Löſung glückt,
Wie viel, als läg' er vor Euch auf der Wage,
Der Werth von mir, dem Herrn der Welt, betrage.

Zum Zweyten, Freund! sollt Ihr mir offenbaren,
Mach' einen Ritt zum Spaß ich um die Welt,
Wie viele Zeit — Ihr wißt, ich muß sie sparen —
Die Reise mich entfernt von Hause hält;
Doch rath' ich Euch, laßt ja mich nicht erfahren,
Daß Euch zur Last ein Rechnungs-Irrthum fällt!
Selbst die Sekunden, will ich, sollt Ihr zählen,
Und nicht um Eine, merkts Euch! dürft Ihr fehlen.

Zuletzt, Herr Abt! will ich von Euch noch hören:
Was denk' ich Falsches, das doch wahr mir scheint?
Der Irrthum kann die Weisesten bethören;
Zu wissen glaubt der Stolz, was er nur meint;
Bereit sind wir oft, heute zu beschwören,
Was morgen unsre Zunge schon verneint.
Drum wird sich nicht des Kaisers Hoheit schämen,
Kann einen Wahn St. Gallens Abt ihm nehmen.

Ich fürchte fast, Herr Abt! Ihr spottet meiner,
Und findet, was ich fordre, gar zu leicht;
Denn unter hundert Äbten ist wohl keiner,
Der nicht vor Euch beschämt die Segel streicht.
Rühmt sein Gehirn zur Zeit auch Unsereiner,
Gesteht man doch, daß es dem Euren weicht,
Und dennoch erst nach drei Mahl dreißig Tagen
Will ich von Euch Bescheid auf meine Fragen.

Löst Ihr sie nicht — so sollt' es wohl mich kränken;
Denn Ihr verscherzt sogleich die Kaiserhuld.
Beliebt's Euch nicht, zu forschen und zu denken,
So räche Schmach der stumpfen Trägheit Schuld!
Ihr kennt das Thier, es läßt sich willig lenken,
Und glänzt bey wenig Scharfsinn durch Geduld,
Dies fromme Thier, zum Ritt durch alle Gassen,
Werd' ich's für Euch — beym Schwanze zäumen lassen.

Und habt Ihr erst das Eselein bestiegen,
Geschehn ists auch um Eure Herrlichkeit.
Auf weichem Flaum dürft Ihr nicht ferner liegen,
Und statt daß Ihr dem Nichtsthun jetzt Euch weiht,
Sollt Ihr mit Macht das träge Fleisch besiegen,
Indem Ihr gern dem Pflug die Arme leiht.
Ec mögt Ihr nun mit Euch zu Rathe gehen.
Indeß, Herr Abt, lebt wohl, auf Wiedersehen!

St. Gallens Abt! wer wird Dich nicht beklagen?
Ach! Hülfe findest Du nicht dort, noch hier.
Der Kaiser denkt bey den verwünschten Fragen,
Es gelte nur: macht zwey Mahl zwey nicht vier?
Doch müßtest ob den Räthseln Du verzagen,
Und wärest Du ein Oedipus auch schier.
Drum rettet Dich kein Wunder noch in Zeiten,
So seh' ich Dich wie Bileam schon reiten.

Den eignen Kopf mag er sich nicht zerbrechen;
Von fremden Köpfen hofft er bessres Heil.
Die Weisheit läßt sich, trotz dem Recht, bestechen,
Und bietet, wie man weiß, sich selbst oft feil.
Doch mocht' er Centner Goldes gleich versprechen,
Ward dennoch ihm kein Quentchen Trost zu Theil.
Kein Witzverein von allen Fakultäten
Errettet ihn aus seinen schweren Nöthen.

Der Arme kann nicht ruhen und nicht rasten;
Zu sehr drückt ihn der dumpfen Schwermuth Last.
Ihn labt kein Trunk, und ach! durch stetes Fasten
Wird er in kurzer Frist zum Schatten fast,
Und endlich sehnt, o Tod! nach Deinem Kasten
Im Ernste sich des Lebens frohster Gast.
Auch sieht man ihn so kraftlos sich bewegen,
Als pilgert' er dem offnen Grab entgegen.

Er irrt umher in Wäldern und in Auen,
Bis Hans ihn einst, des Klosters Schäfer, fand.
Darf ich, rief dieser, meinen Augen trauen?
Bey Gott, Herr Abt! kaum hab' ich Euch erkannt.
Statt Eurer glaubt man ein Gespenst zu schauen,
Das grauenvoll dem Reich der Nacht entschwand.
Vertraut mir, habt Ihr je mich treu erfunden,
Wie seyd Ihr so zum Nichts herabgeschwunden?

Gern, bester Hans! erfüll' ich Dein Verlangen,
Versetzt der Abt, in der Verzweiflung Ton.
Hab' ich mich gleich am Kaiser nie vergangen,
Bin ich doch jetzt das Ziel von seinem Hohn.
Mit schweren Fragen sucht er mich zu fangen,
Und, Freund! verlohren acht' ich längst mich schon.
Kein Sterblicher kann seine Räthsel lösen,
Er habe denn ein Bündniß mit dem Bösen.

Aufs pünctlichste soll ich zuerst ihm sagen,
Wie viel sein Werth im Kaiserschmuck beträgt;
Dann will er gar zu Roß die Welt umjagen,
Und daß er ja mich ganz zu Boden schlägt,
Scheut er sich nicht, mich armen Mann zu fragen,
In welcher Zeit den Weg zurück er legt.
Am Ende glaubt er, weil ich Abt mich nenne,
Daß ich sogar den Teufel bannen könne.

Zuletzt soll ich noch, was er denkt, erzählen;
Doch darf daran kein wahres Wörtchen seyn,
Und wird mir, ach! der Räthsel Deutung fehlen,
So trifft mich Armen Schmach und bittre Pein.
Das Thier Silens muß ich zum Leibross wählen,
Und meine Pfründe bleibt nicht länger mein.
Kurz, daß Dein Herr der Räthsel Sinn nicht findet,
Löst Dir das Räthsel, daß sein Daseyn schwindet.

Ists möglich, sprach der Schäfer jetzt mit Lachen,
Ein solches Nichts raubt Euch, Herr Abt! den Muth?
Doch weiß ich leicht ihn wieder anzufachen.
Vertraut man gleich mir nur der Schafe Huth,
Versteh' ich doch mich noch auf manche Sachen;
Denn Mutterwitz, Herr! ist zu allen gut.
Der Kaiser mag auf neue Räthsel sinnen;
Denn nimmer soll er mir sein Spiel gewinnen.

Wollt Ihr mir Eures Amtes Schmuck nur leihen,
So stell' ich mich für Euch dem Kaiser dar,
Und ewig will ich meinen Leib kasteyen,
Mach' ich der Räthsel Sinn nicht offenbar.
Drum mögt Ihr jetzt schon meines Siegs Euch freuen;
Denn auf mein Wort, man krümmt Euch nicht ein Haar.
So lang Ihr lebt, sollt Ihr als Abt Euch schmücken,
Und nimmer steigt Ihr auf des Langohrs Rücken.

Ha, welch ein Stein fällt jetzt dem Abt vom Herzen!
Flugs gibt dem Schäfer er sein Abtsgewand.
Mit Kaisern, wußt' er, läßt sich wenig scherzen,
Und Hänschens List war längst von ihm gekannt.
Zieh' hin, sprach er, und zwölf geweihte Kerzen
Steck' ich für Dein verwegnes Werk in Brand.
Noch flieht der Schlummer meine Augenlieder;
Drum kehre bald als froher Bothe wieder!

„Nun da Ihr mich im Kaiserschmucke schauet,
Mein guter Abt durch Weisheit hochverklärt,
So ist mein Wille, daß Ihr mir vertrauet:
Was bin ich bis zum letzten Heller werth?
Und daß Ihr nur auf keine Nachsicht bauet,
Wenn Eure Deutung irrig mich belehrt!“
So lautete, vor seiner Diener Menge,
Des Kaisers Wort zum falschen Abt, mit Strenge.

Bekennen laßt mich, Herr! vor allen Dingen,
Groß ist des Schmuckes Glanz, der Euch bestrahlt.
Kein Dichter weiß ihn würdig zu besingen;
Kein Mahler ist, der nach Gebühr ihn mahlt.
Allein Ihr wißt, mit dreißig Silberlingen
Ward der verrathne Christus nur bezahlt.
Drum muß ich Euch auf Einen minder schätzen.
So sprach der Abt, dem Hofe zum Entsetzen.

Der Kaiser lacht, und heißt die Menge schweigen.
Zwar, spricht er, schätzt Ihr mich für kleinen Preis;
Doch mag die Lehre wohl den Stolz mir beugen,
Den immer hegt und pflegt der Schmeichler Fleiß.
Ach! unser Ohr betriegen falsche Zeugen,
Und Schwarzes macht man unsrem Auge weiß.
Doch magst Du jetzt mein zweytes Räthsel deuten;
In welcher Frist kann ich die Welt umreiten?

Das Räthsel, Herr! errath' ich ohne Mühe,
Versetzt der Abt, reist nur nach meinen Plan.
Erhebt Ihr mit der Sonn, Euch in der Frühe,
Und bleibt mit ihr stets in derselben Bahn,
Nicht achtend, ob Euch das Gehirn verglühe,
So werde jede Schmach mir angethan,
Habt Ihr Euch nicht nach vier und zwanzig Stunden
An Ort und Stelle wieder eingefunden.

Die Antwort, sprach der Kaiser, ist zu loben;
Ihr seyd, Herr Abt! wohl schlauer, als man glaubt.
Doch sey die Reise noch von Uns verschoben,
Weil andres Thun für jetzt die Zeit Uns raubt.
Nun, Freund! besteht die schwerste meiner Proben,
Und sagt: Was hegt des Reiches Oberhaupt,
Damit noch mehr mich Euer Witz entzücke,
Für einen Wahn in diesem Augenblicke?

Auch jetzt denk' ich mit Ehren zu bestehen,
Erwiedert Hans. Glaubt Eure Hoheit nicht,
St. Gallens Abt vor Eurem Thron zu sehen?
Allein so sehr der Schein dafür auch spricht,
So muß er doch wie ein Phantom vergehen,
Beleuchtet ihn der Wahrheit helles Licht.
Kurz, Herr! der Abt St. Gallens läßt Euch grüßen,
Und Hans, sein Schäfer, liegt zu Euren Füßen.

Iſts möglich? rief mit froh-erſtauntem Tone
Der Kaiſer jetzt, o höchſt willkommner Trug!
Abt ſey der Schäfer zum verdienten Lohne;
Denn mehr iſt er als zwanzig Äbte klug.
Doch auf der Mühle grauem Klepper Throne
Der weiland Abt, und lenke dann den Pflug!
Der Schächer, den ſein Ehrenamt zu zieren,
Die Mühe reut, verdient es zu verlieren.

Und ich, ſpricht Hans, verdien's nicht zu bekleiden,
Denn ach, Herr Kaiſer! was ich weiß, iſt — Nichts.
Um meine Schafe, wie ſichs ziemt zu weiden,
Bedurft' ich nimmer des gelehrten Lichts.
Doch weiß der Laye ſich nicht zu beſcheiden,
Wer ſpottet nicht des aufgeblasnen Wichts?
Läßt jetzt als Schäfer Groß und Klein mich gelten,
So würde Hinz und Kunz als Abt mich ſchelten.

So laß mich Dir ſonſt eine Gunſt gewähren,
Verſetzt der Kaiſer, frey ſteht Dir die Wahl.
Das Dunkel Eurer Räthſel aufzuklären,
Erwiedert Hans, vermocht' ich ohne Qual;
Doch für mich ſelber Gnaden zu begehren,
Verſteh' ich nicht. Drum ſoll ein milder Strahl
Der Kaiſerhuld auf mich beglückend fallen,
Nun ſo verzeiht — dem Abte von St. Gallen.

Der Kaiser spricht: Geschenkt sey ihm die Strafe!
Doch daß die Großmuth ohne Lohn nicht bleibt,
So heiße Du von nun an Hans der Brave,
Der Keinem weicht, ob er auch Graf sich schreibt,
Auch hüthe ferner nicht dem Abt die Schafe;
Denn dieser soll, bis ihn der Tod entleibt,
— So wird des Kaisers Machtgeboth ihn lehren —
An eigner Tafel Hans den Braven nähren.

III.

Schmuls Sendschreiben an den Landstreicher Sordidus.

Mein zweytes Ich, o laß Dir klagen,
Mich treffen täglich neue Plagen.
Mein ganzes Mitleid weiht' ich Dir,
Gings Dir nur halb so schlimm, als mir.
Hier strafen Hinz und Kunz mich Lügen,
Und dort erzählt man mein Betriegen.
Kein Mensch erwiedert meinen Gruß,
Und Mancher dankt mir mit dem Fuß.
Statt auf mein bloßes Wort zu bauen,
Will Keiner meinen Wechseln trauen.
Nichts, heißt es, sey mein Glaube werth,
Und doch hab' ich mich längst bekehrt.
Jüngst griff ich hastig nach der Feder,
Und dachte: Dich bewundert Jeder;
Allein von meinem Wochenblatt
War, eh' ich schrieb, das Volk schon satt.
Sonst oft als Pasquillant gedungen,
Hab' ich mir manchen Lohn errungen;

Doch bald hieß es im Publikum,
Zum Schmähen selbst sey ich zu dumm.
Was soll ich thun? Gern möcht' ich stehlen;
Doch ach! Dir kann ichs nicht verhehlen,
Daß mirs vor jedem Galgen graut,
Sey er auch noch so wohl gebaut.
Und bald ständ' ich an seinem Ziele;
Denn meiner Gönner sind nicht viele.
In diesem Jammer wend' ich mich,
Mein trauter Jonathan! an Dich.
Ob Dich gleich stets die Leute haßten,
So durftest Du doch niemahls fasten;
Bist Du gleich auch, trotz mir, ein Tropf,
Hast Du doch stets ein Huhn im Topf.
Man sieht Dich nur mit Deines gleichen
Das Land die Kreuz und Quer durchstreichen,
Und just wie ich, bey großem Maul,
Bist Du so ungeschickt, als faul;
Kein Vetter ließ Dir noch bis heute
Im Sterben Hab' und Gut zur Beute;
Doch ist bey stetem Saus und Braus
Dein Leben nur ein langer Schmaus.
Drum bitt' ich, mich die Kunst zu lehren,
Von seines Nächsten Gut zu zehren.
Sprich, ob man sie auf Reisen hohlt,
Daß man die Schuhe gleich mir sohlt.

Die Küsse, mit Verdruß erfahren
Hats Mancher, pflegt' ich nie zu sparen;
Drum zeigst Du meinem Wunsch Dich hold,
So küss' ich Dir den Sporn von Gold;
Denn was, bekenns auf Dein Gewissen!
Was wäre sonst an Dir zu küssen?
Auf Wiedersehn im Höllenpfuhl,
Verbleib' ich Dein getreuer Schmul.

IV.

Der Poetenwirth.

Der Wirth zum goldnen Lorberkranz,
Schlecht, sagt man, sey sein Wein nicht ganz.
Von Zechern, die nach Reimen haschen,
Ist drum sein Haus stets angefüllt;
Denn er, dem viel die Kunst der Musen gilt,
Begeistert, kommen sie nur nicht mit leeren Taschen,
Die Sänger erst aus seinen Flaschen,
Und krönt sie dann mit seines Gasthofs Schild.

V.

Flaschenlied.

Auf, Brüder! hört des Sängers Wort,
Und haltets wohl in Ehren!
Voll sind, Ihr sehts, die Flaschen dort;
Drum sollt Ihr flugs sie leeren!

Geleert ist jede, seh' ich klar;
Drum, Brüder! ist mein Wille,
Daß man — denn Zaudern bringt Gefahr —
Sie plötzlich wieder fülle.

Doch weil die Flaschen, leer und voll,
Wie Harfen lieblich klingen,
So deut' ichs so: Der Zecher soll
Zu ihrem Klange singen!

VI.

Lina.

„Kennst Du die Jungfrau, die gleich Rosen blüht,
Von frommen Sinn, und adlichem Gemüth,
Die, welch ein Reiz von außen auch Sie schmückt,
Durch Seelen Schönheit höher doch entzückt,
Und rühmlich = stolz des Glückes nie vergißt,
Daß Sie die Tochter edler Ältern ist?“

„Der Lehre treu: Was Frauenpflicht gebeuth,
Ists auch allein, was Frauenwürde leiht,
Verachtet Sie, der weisen Mutter werth,
Die Künste nicht, die Pallas Frauen lehrt,
Und mit dem Geist, der manchem Buche fehlt,
Wird oft von Ihr ein seidner Stoff beseelt.“

„Drum sing' Ihr Lob an einem ernsten Fest,
Das fromme Pflicht Sie heute feyern läßt,
Und weil Sie nicht Minervas Kunst verschmäht,
So weih' Ihr auch Minervas Kunstgeräth!“
So, Lina! sprach der Muse Wort zu mir;
Und fromm, nach Sänger Art, gehorch' ich ihr.

VII.

Sebastian Brants, des jüngern, Sonett

Zum Lobe der Schauspieler.

Ihr, die Ihr Götter spielt, auf Bretgerüsten,
Anbethen müssen selber Euch die Götter,
Und Momus, Traun! der Spötter aller Spötter,
Läßt Euch zu tadeln nimmer sich gelüsten.

Den Marmor bricht man bloß für Eure Büsten;
Nur Euch ertönt der Zeitung Lobgeschmetter;
Für Euch nur treibt der Lorber seine Blätter.
Drum mögt Ihr keck Euch trotz den Pfauen brüsten.

Zwar Manche schütteln zweifelnd noch die Köpfe,
Ist ewig nur die Losung: Thespis Karren!
Allein man spottet solcher Sauertöpfe.

Schon glänzt das Licht, auf das wir freudig harren.
Die Weisheit ist der Stolz gemeiner Tröpfe;
Drum Heil Euch, macht Ihr vollends uns zu Narren!

VIII.

Verschobene Besserung.

Morgen, lacht nur nicht, Ihr Leute!
Morgen flieht Crispin den Wein.
Ist ein Spieler er noch heute,
Morgen wird ers nicht mehr seyn.

Laßt ihn heute nur noch rasten,
Thätig ist er morgen doch.
Schlemmt und schwelgt er heute, fasten
Kann er morgen immer noch.

Fährt er heute fort zu borgen,
Bleibt er doch ein Ehrenmann;
Denn bezahlen will er morgen
Jeden Mahner — wenn er kann.

Nach der Phrynen Gunst zu streben,
Sey ihm heute noch erlaubt.
Ehrbar, wie ein Mönch, zu leben,
Zeit ists morgen, wie er glaubt.

Morgen rennt er nach dem Preise,
Den der Träge heut verlor.
Kurz, stets morgen ist er weise,
Heute stets ist er ein Thor.

IX.

Reimwuth.

Lieber Himmel, welch ein Klingen!
Welch ein Reimen, welch ein Singen!
Leichter, traun! den Sand am Meer
Zählt Ihr, als das Dichterheer.

Läßt ein Kind der Mutter Busen,
Wirds ein Säugling gleich der Musen.
Lallt' ein Knäbchen gestern noch;
Heute singts sein Reimchen doch.

Den Parnass erklettert Jeder,
Hat er — Tinte und Feder.
Leichter mißt den Hut ein Tropf,
Als den Lorber auf den Kopf.

Und daß keine Hände feyern,
Wollen auch die Weiblein leyern.
Auf dem Tisch die Suppe fehlt,
Weil die Köchinn — Sylben zählt.

Nur für Kleid und Brot auf morgen,
Nicht für Reime dürft Ihr sorgen.
Selbst den Taschen mangelt nie
Spanisch-deutsche Poesie.

Daß uns, wie das Licht die Mücke,
Sein Karfunkellied entzücke,
Zäumt den Pegasus beym Schwanz
Täglich der Berliner Franz.

Möchten — würdet Ihr wohl trauern? —
Möchten all die Sänger mauern,
Fertig, glaubt mirs, wäre schon
Längst der Thurm von Babylon.

Doch — wenn gruben alle Hände? —
Sey des Schreibens denn kein Ende!
Schenkt den Reimern ihre Schuld
— Ist sie lustig doch — voll Huld.

Läßt die Nachtigall sich hören,
Mag der Grille Lied uns stören?
Drum, entzückt Euch bessrer Klang,
Lacht ob Klingklangs Sing und Sang.

X.

Skolie.

Die Stunde genießt,
Die eilig verfließt!
Spart ewig für morgen
Das grämliche Sorgen!

Vom Grabe nicht singt,
Das Alle verschlingt!
Bey Rosen vergessen
Lernt düstre Cypressen!

Der Tod rafft Euch hin;
Drum denkt nicht an ihn!
Wir sterben! Drum eben,
Drum laßt uns jetzt leben!

XI.

Der Volksfreund.

Denkt, Volksfreund nennt sich Schmul, der Bettler
Und schnödeste der Wochenblättler.
Das Volk zeigt wahrlich großen Glimpf,
Zerreißt es ihn nicht für den Schimpf.

XII.

Der landstreichende Sordidus.

Um Menschen, wie er prahlt, zu sehen,
Will Sordidus auf Reisen gehen.
Doch wären Menschen nur von seinem Schlag zu sehen,
Wer möchte wohl auf Reisen gehen?

XIII.

Der Nachdruck und die Schriftsteller.

Der Nachdruck wäre Diebstahl? O bedenkt,
Zur Wahrheit wird durch Unglimpf nicht der Wahn,
Und blinder Wahn ist, was Ihr scheltend lehrt.
Doch wär' auch recht, was Ihr ertrotzen wollt,
Traun! schämen solltet Ihr Euch selbst des Rechts.

XIV.

Der Alte und die Erbschleicher.

Du, Gaurus! freust Dich reicher Habe,
Und stehst mit einem Fuß im Grabe.
Drum bist ein Tropf Du, merkst Du's nicht,
Daß, wer Dir schenkt, stirb Alter! spricht.

XV.

Der nachgedruckte Dichter.

Meine Leyer, hört sie klingen,
Lauter Ohr seyd jetzt für mich!
Denn ein Klaglied muß ich singen,
Und des Liedes Stoff bin ich.

Kaum, ich ärmster armer Schlucker!
Tritt ans Licht von mir ein Buch,
Druckt es nach ein Schuft von Drucker,
Ihm zum Segen, mir zum Fluch.

Solch ein diebisches Beginnen,
Raubt mirs nicht den Ehrensold?
Schnöden Ruhm soll ich gewinnen,
Und der Räuber — edles Gold!

Fruchtlos winseln die Verleger:
Weh', uns ruinirt der Raub!
Kein Congreß vernimmt die Kläger,
Und die Richterzunft ist taub.

Daß man, seys auch nur im Bilde,
Einen Afterdrucker henkt,
Zwingt selbst Brockhaus nicht, der Milde,
Der die Bücher fast verschenkt.

Stehlen gleich ihm Macklots Lettern
Täglich noch sein Lexikon;
Will doch der Olymp nicht wettern,
Wettern nicht der Acheron.

Darum zähmt er auch nur wenig
Sein erbittertes Gemüth,
Und zu hoch sitzt ihm kein König,
Wenn sein edler Zorn erglüht.

Doch was sing' ich fremde Nöthen,
Manchem Witzling zum Gespött?
Mager nur sind die Poeten;
Die Verlegerherd' ist fett.

Drum, Ihr Brüder! schöpft nicht länger
Aus der Musen klarem Born!
Keiner sey wie Voss ein Sänger;
Reimer seyd wie Fränzchen Horn!

Er, des Helikons Beschreiber,
Und doch fern von seinem Teich,
Furchtlos singt er vor dem Räuber,
Einem leeren Wandrer gleich.

Doch was mags dem Armen frommen,
Spricht er auch dem Nachdruck Hohn?
Nichts wird freylich ihm genommen;
Aber Nichts ist auch sein Lohn.

Darum, daß ich satt mich esse,
— Hungern mußt' ich längst genug —
Meid' ich stets des Druckers Presse;
Denn durch Schaden wird man klug.

Singen wie Homer — bespötteln
Mögt Ihr immer mich dafür! —
Singen wie Homer, und betteln
Will auch ich von Thür zu Thür.

XVI.

Der Nachdrucker an die Dichter, Sonett.

Soll ewig, sprecht! uns Euer Bannfluch schrecken?
Als Diebe pflegt Ihr frech uns anzuklagen,
Und wollt sogar — er muß Euch selber plagen —
Den Henker wollt Ihr uns zum Unheil wecken.

Für schnödes Gold nur wollt Ihr Reime hecken.
Gern will dem Lorber Eure Stirn entsagen,
Hat Euer Zahn nur desto mehr zu nagen.
Die Musen sollen Euch die Tafel decken.

Wir drucken nach, daß Euer Ruhm sich mehre,
Ihr wollt ergrimmt dafür den unsern mindern;
Ihr dankt mit Schmach, schafft unser Thun Euch Ehre.

O laßt Vernunft doch Eure Zornwuth lindern,
Und schämt einmahl, gehorchend bessrer Lehre,
Des Wuchers Euch mit Eures Witzes Kindern!

XVII.

Die Geschminkte.

Daß Du Dein Antlitz mahlst, Kind, welche schlechte List!
Die Schminke zeigt uns erst, wie sehr Du häßlich bist.

XVIII.

Sünde und Strafe.

Dem, welcher Sünde liebt, und ungern Straf' erträgt,
Kann man das Lob der Weisheit nicht ertheilen.
Wenn uns die Sünde kitzelnd Wunden schlägt,
So pflegt die Strafe schlagend sie zu heilen.

XIX.

Schlechter Ruhm.

Crinitus spricht, verzagten Muthes,
Von Menschen jedes Schlags nur Gutes;
Als wär' es sein verdienter Lohn,
Trägt er geduldig Spott und Hohn;
Grundehrlich zeigt er sich beym Becher,
Und ist des Weines voll der Zecher,
Sagt er dem Freunde, wie dem Feind,
Gar offenherzig, wie ers meint.
Kurz — darum wird was Andre adelt,
Mit vollem Recht bey ihm getadelt —
Kurz, tugendhaft ist er nur, wißt,
Wenn es zu seyn ein Laster ist.

XX.

Zaghaftigkeit im Unglück.

Im wohlverdienten Glück von Männiglich geachtet,
Wird Philo jetzt, weil er verzagt
Dem Unglück nicht zu trotzen wagt,
Mit Recht von Freund und Feind verachtet.
Sein Muth entfloh mit seinem Glück;
Drum sagen Alle, die vordem ihm nahe waren,
Verdient hätt' er kein Mißgeschick,
Hätt' er, der Arme, keins erfahren.

XXI.

Des Autors Bild.

Gern sieht, o Davus, wers erblickt,
Mit Deinem Bild Dein Buch geschmückt,
Weil jetzt doch auch in ihm ein Blatt
Mit Recht von Dir den Nahmen hat.

XXII.

Beleidigung im Traum.

Zu prügeln hätt' ich wohl ein Recht, o Strephon! Dich.
Warum? Jüngst träumte mir, gescholten habst Du mich.

XXIII.

Der falsche Freund.

Als einem Freund, o blinder Wahn!
Vertraut' ich, Pravus! Dir mich an,
Und doppelt, Dank, Verräther, Dir!
Und doppelt büß' ich jetzt dafür;
Denn mein Geheimniß, ach! und meinen Unverstand
Machst Du der Welt zugleich bekannt.

XXIV.

Aufschrift eines Lusthauses.

Der Ruhe nur, nicht träger Läßigkeit,
Ist eine Zuflucht hier geweiht!
Drum siehst Du auch zwey Pforten offen stehen,
O Wanderer! an diesem Haus.
Hinein heißt Dich die eine gehen;
Die andre weist Dich gleich heraus.

XXV.

Nichtigkeit des Lebens.

Ein Kind von Einem Jahr, ein Greis von hundert Jahren,
Wer hat des Guten wohl von beyden mehr erfahren?
Geboren ward das Kind, geboren ward der Greis;
Wie jenes starb auch der, o Parce! Dir zum Preis.
Und beyder stetes Thun, vermögt Ihrs zu verneinen?
Nichts wars, als bald umsonst zu lachen, bald zu weinen.
Drum thöricht, wem zu viel das arme Leben gilt!
Von hundert Jahren ist Ein Jahr ein kleines Bild.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils

zweyte Abtheilung.

I.

Eine merkwürdige Äußerung, den Mörder Kotzebue's betreffend.

Der ungenannte Verfasser des Buchs: Leben Augusts von Kotzebue. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt. Leipzig bey Brockhaus, 1820, mahlt den unseligen Götzen des Theaterpöbels mit schwarzen, doch nicht zu schwarzen Farben. Dafür taucht er aber bey dem Bilde seines Mörders, Sand, seinen Pinsel in lauter Licht, und sagt am Ende: Welch' ein schwerer Beruf (,) hier richten zu müßen, als berufene Richter. Aber die unberufenen mögen schweigen; (,) schweigen auch die unberufenen Vertheidiger. Es ist gleich verbrecherisch, Sand anzuklagen, (als) ihn entschuldigen zu wol-

len; jenes thut die begangene That hart genug; (,) dieses am lautersten sein reines Leben.

Welch ein Unsinn! Verbrecherisch soll es seyn, einen Mörder, einen Meuchelmörder anzuklagen? Wer ist der Mensch, der mit beyspielloser Unverschämtheit den Leuten verbiethen will, ihre Stimme über eine That laut werden zu lassen, bey welcher die ganze gesittete Menschheit sich aufgeregt fühlt? Worin liegt denn das Verbrecherische des Urtheilens? Im schlimmsten Falle kann der Urtheilende sich irren, obgleich ein Irrthum bey dem Urtheil über eine Unthat, wie die Sandsche, kaum möglich ist. Und was geschieht denn von dem Verfasser in seiner sinnlosen Anmaßung anders, als daß er sich zum Richter der That aufwirft, wenn er sagt, man dürfe den Thäter weder anklagen, noch entschuldigen, weil jenes durch die begangene That selbst, und dieses durch sein reines Leben geschehe? Freylich ist eben dieses Urtheil so beschaffen, daß man ein ähnliches nur aus einem Tollhause erwarten sollte. Oder ist es etwa Weisheit, eine offenbare Freveltat in einem Athem anklagen und entschuldigen? Kann ein Mensch zugleich schuldig und unschuldig seyn? Man weiß es ohne das Gewäsch des Kotzebueschen Lebensbeschreibers, daß Umstände das Urtheil über eine That mildern können? Aber wenn er den Mör-

der Kotzebues durch sein reines Leben entschuldigen will: so fragt man ihn zuerst, was ihm von diesem reinen Leben bekannt ist? Hat er nie etwas von abscheulichen Bösewichtern gehört, die vor den Augen der Welt ein ganz reines Leben führten? Und lassen wir auch das reine Sandsche Leben unangefochten; ist dadurch sein verabscheuungswürdiger Meuchelmord — entschuldigt? Wehe dem Menschen, der einen Mörder für entschuldigt hält, weil er in seinem Leben nie gestohlen hat! Und welche Unverschämtheit, wenn der Kotzebuesche Lebensbeschreiber, indem er selbst derjenige ist, der sich durch den Ausspruch, der Meuchelmörder werde durch sein reines Leben entschuldigt, zu seinem Advokaten aufwirft, sich stellt, als halte er es im Ernst für einen Frevel, eben diesen Mörder entschuldigen zu wollen! Gibt es eine gröbere Art, den Leuten Staub in die Augen zu streuen?

Zum Beschlusse bin ich noch verbrecherisch genug, dem lächerlich-insolenten Verboth des Kotzebueschen Lebensbeschreibers zum Trotz, seinen Schützling Sand anzuklagen, indem ich, wenn ihm anders nicht die einzige Entschuldigung, daß er seine That im Zustande des Wahnsinns beging, zu Statten kommt, diese That für das, was sie ist, für einen des Abscheus aller rechtlichen Menschen würdigen Meuchel-

mord erkläre. Was auch gewiße Leute behaupten mögen, ein Verbrechen wird nicht einmahl entschuldigt, viel weniger gerechtfertigt, wenn der Verbrecher sich einbildet, er handle recht. Niemand kann recht handeln, wer nicht weiß, was recht ist, diese Wahrheit sollte man doch nicht erst predigen dürfen. Und gibt es eine unsinnigere Behauptung, als diese, Jemand könne aus guter Absicht einen Mord, und also ein Verbrechen begehen, gegen welches sich im Innern eines jeden Menschen eine verurtheilende Stimme erhebt?

Es ist hohe Pflicht, sich den Verkündigern einer solchen Sittenlehre mit einem Nachdruck entgegen zu setzen, der ihrem frechen Trotz einigermaßen zum Gegengewicht dient. Ist es doch bereits so weit gekommen, daß diese Menschen die ganze, ihre Grundsätze verdammende rechtliche und vernünftige Welt durch einen eigentlichen, freylich bey ihrer gänzlichen Nichtigkeit höchst lächerlichen Terrorismus zum schweigen zu bringen versuchen.

Übrigens mag das Publikum nach der gegenwärtigen Rüge den Werth der ganzen Kotzebueschen Lebensbeschreibung beurtheilen.

II.

Seltsame Apologie des schriftstellerschen Selbstlobs!

Zu der Strophe aus dem Goetheschen Lied, Rechenschaft betitelt:

» Jeder möge so verkünden;
Was ihm heute wohl gelang!
Das ist erst das rechte Zünden,
Daß entbrenne der Gesang.
Keinen Druckser hier zu leiden,
Sey ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden;
Brave freuen sich der That.“

hat im Morgenblatte der Verfasser der Schuld, um den einem jungen Dichter von seinem Recensenten vorgeworfenen Mangel an Bescheidenheit zu rechtfertigen, folgende sogenannte Fortsetzung, deren Urheber der Derbe genannt wird, geliefert:

»Nur die Lumpe sind bescheiden, (;)
Brave freuen sich der That.
Ihr Gefühl nicht zu beneiden,
Ist des Selbstgefühls Mandat.
Bückt Euch vor mir, stolze Kegel!
Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Krittler, ists kein Flegel,
Nun (,) so ists gewiß ein Lump.«

Daß diese Strophe poetisch sehr schlecht gerathen ist, und tief, tief unter ihrem Vorbilde steht, sey dem Verfasser verziehen. Aber welchen Gewinn verspricht er sich von der herben und derben Reimerey? Glaubt er unbescheidenes Selbstlob, über dessen unlieblichen Geruch bey allen Leuten, die eine unverdorbene Nase haben, nur Eine Stimme ist, durch das Ansehen irgend eines Poeten, wäre er auch ein zehnfacher Goethe, in eine wohlriechende Blume verwandeln zu können? Doch das nachgeahmte Gedicht, das nicht einen zehnfachen, sondern nur den einfachen Goethe zum Verfasser hat, bezieht sich nicht einmahl auf poetische Leistungen. Es ist weder von einer Tragödie, noch von einer Komödie, noch von einem Roman, mit Einem Wort, von keinem Buche, welches Dieser oder Jener geschrieben hat, von Thaten ist die Rede, die gethan worden sind.

Einer half einem liebenden Paare zur Erfüllung seiner Wünsche; ein Anderer rettete die Habe eines verwaisten Mädchens aus den Klauen ihres Vormunds; ein Dritter nahm einen Schwachen gegen einen Stärkern in Schutz; ein Vierter schaffte Brot ins Haus, ein Fünfter endlich predigte durch sein Beyspiel die Lehre, daß man, wenn Noth an Mann gehe, nicht schwatzen und wimmern, sondern handeln müße. Es ist doch wohl nicht einerley, ob Jemand in einem fröhlichen Kreise sich einer gelungenen That freut, oder ob er der Welt seine eigenen Gedichte anpreist. Eine That muß erzählt werden, wenn sie nicht Allen, die nicht Zeugen von ihr waren, verborgen bleiben soll. Aber was gedruckte Gedichte werth sind, erfährt das Publikum durch sie selbst, und in keinem Fall ist es der Verfasser, dem über ihre Vorzüge ein öffentliches Urtheil gebührt. Und vergißt der Goethesche Nachtreter den Haupt-Umstand, der schon durch die Aufschrift des von ihm mißbrauchten Lieds, die Rechenschaft heißt, angedeutet wird? Jeder in dem Kreise wird aufgefordert, zu sagen, ob er seine Pflicht gethan habe, und wie könnte selbst der Bescheidenste eine Aufforderung wie diese ablehnen? Wer fordert aber den jungen Poeten zum Anpreisen seiner Gedichte auf? Doch nicht genug, daß die Anwendung des

Goetheschen Lieds auf den jungen, sich selbst rühmenden Poeten erbärmlich schielend ist, der Anwendende hat zuletzt ganz seinen Zweck aus dem Gesicht verloren. Er will mit dem Goetheschen Liede behaupten, daß nur die Lumpe bescheiden sind. Aber ich frage, ob die Reime:

„Bückt Euch vor mir, stolze Kegel!“
Welch Verlangen, dumm und plump!
Solch ein Kritiker, ists kein Flegel,
Nun, so ists gewiß ein Lump.

seiner Aufgabe entsprechen? Es ist um die Rechtfertigung eines sich selbst rühmenden Dichters gegen die Rüge seines Recensenten zu thun, und diese Rechtfertigung besteht in dem Ausspruch: Ein Kritiker, der verlange, daß man sich vor ihm bücke, sey entweder ein Flegel, oder ein Lump. Unbegreiflich! Der Kritiker erinnert den jungen Dichter, nicht unbescheiden zu seyn, und die Reime beschuldigen ihn, er verlange, daß dieser sich vor ihm bücke! Und angenommen, die Beschuldigung wäre gegründet, ist Jemand, der in seinen Ansprüchen an fremde Achtung ein wenig zu weit geht, aus dieser Ursache ein Flegel, oder ein Lump? In der That, die Logik, die solche Schlüsse macht, gehört mit der Poesie, die

Reime macht, wie die angeführten, in Eine Klasse. Wie kommt ferner der Lump hieher, da nicht von dem Begriff, den Goethe mit dem Wort verbindet, nähmlich von Character-Schlaffheit und Armseligkeit, die kein Selbstgefühl aufkommen lassen, sondern im Gegentheil von Anmaßung und unbescheidenen Ansprüchen die Rede ist? Wenn man endlich das gemeine Schimpfwort Flegel dem Goetheschen Liede um des Umstands willen verzeiht, daß es gegen einen Menschen gebraucht wird, der sich einer Gewaltthat an einem Schwächern schuldig machte, so artet es dagegen in den Müllnerschen Reimen aus dem Grunde in eine unausstehliche und unverzeihliche Derbheit aus, weil man dem Recensenten, der diesen Ehrentitel erhält, keine gewaltthätige Handlung, sondern nur eine Zumuthung zur Last legen kann, die höchstens belächelt zu werden verdient.

Was soll man sagen, wenn ein Schriftsteller, der freylich nicht mit entschiedenem Beruf, aber mit desto entscheidenderem Ton das Kunstrichteramt ausübt, der Kritik selbst so arge Blößen gibt?

Es wird dem Verfasser der Schuld bey jeder Gelegenheit zum Vorwurf gemacht, daß er stets die Posaune am Mund habe, um bald unter dieser, bald unter jener Verkappung seinen eigenen Ruhm zu verkündigen. Sollte er dieses allerdings höchst un-

rühmliche, und von ihm nirgends abgeläugnete Beginnen etwa gar durch den Ausspruch in dem Goetheschen Liede:

»Nur die Lumpe sind bescheiden«

rechtfertigen wollen: so werden ihm ohne Zweifel seine Gegner den Sinn des ganzen Lieds besser zu studieren anrathen, und ihm zugleich die unläugbare Wahrheit zu Gemüth führen, daß wer, indem er es selbst ist, der seine Verdienste anpreist, die Welt bereden will, der Lobredner sey ein Fremder, sich nicht nur einer Unbescheidenheit, sondern auch noch einer literarischen Falschmünzerey schuldig macht. Doch Herr Müllner spricht ja in seinen Reimen von einem jungen Dichter, und kann also sich unmöglich meinen. Oder gehört es etwa auch zu seinen sonderbaren Einbildungen von ihm selbst, daß er sich in seinem sechs und vierzigsten Jahre noch für jung hält?

Wer kann übrigens, wenn er den Herrn Müllner über einen anspruchvollen Kunstrichter, der will, daß die Beurtheilten sich vor ihm bücken, in Eifer gerathen sieht, sich des Ausrufs enthalten: Quis tulerit Gracchos, de seditione querentes?

Diesen Bemerkungen mag sich auch noch die der Redaction des Morgenblatts geltende Rüge anschließen, daß dem Herrn Müllner gestattet ist, eine Zeit-

schrift, die den Schild aushängt: Für gebildete Stände! zu seinen ewigen, eben so ekelhaften, als unbedeutenden Privat-Zänkereyen zu mißbrauchen. Wo ist der gebildete Mensch, der z. B. den kürzlich mitgetheilten Müllnerschen und Malsburgischen Briefwechsel über das durch die von dem Verfasser übel empfundene Beurtheilung eines übersetzten Schauspiels veranlaßte — Zurücksenden eines geschenkten Buchs mit andern, als mit den Empfindungen des höchsten Unwillens lesen könnte? Man würde sich um den Herrn Müllner selbst, dem wohl Kampflustigkeit, aber keine Kämpfer-Gewandtheit zu Theil geworden zu seyn scheint, am meisten verdient machen, wenn man ihm, da Anmaßung und Gernwitz nur Achselzucken erregen, das Kriegführen so viel als möglich erschwerte.

III.

Eine ungedruckte Vorrede zu den noch nicht erschienenen epigrammatischen Gedichten des Verfassers.

Was ist ein Epigramm? hat man schon so oft gefragt, und wo findet man eine vollkommen befriedigende Antwort auf die Frage? Sollte denn die Aufgabe so gar schwierig seyn? Gewiß nicht. Aber eben weil man sie für allzuschwierig hielt, verfehlte man das Ziel. Man hat außerwesentliche Nebenbegriffe in die Erklärung aufgenommen, und der Erfolg konnte also kein anderer seyn, als daß die Erklärung selbst einseitig und nicht erschöpfend befunden wurde. Die einzige Eigenschaft, durch welche sich das Epigramm von andern Gattungen der Dichtkunst unterscheidet, fällt sogleich beym ersten Anblick in die Augen, und besteht darin, daß es nur einen einzelnen Gedanken enthält. Dieser Gedanke wird zum Gedicht durch die Einkleidung, und ein Epigramm ist daher weder mehr noch weniger, als ein kleines

Gedicht, oder vielmehr das kleinste aller Gedichte. Diese Kleinheit ist aber nur dem Stoff, und keineswegs auch der Form eigen. Im Gegentheil kann ein Epigramm zuweilen eine Ode, oder ein Lied an Umfang übertreffen, ohne seine Gränzen zu überschreiten. Daß das Epigramm bald lyrisch, bald didactisch, bald elegisch seyn kann, mit Einem Worte, daß es jeden Stoff in sich aufnimmt, diese Wahrheit liegt schon in seinem Begriff. Das satyrische Epigramm möchten einige zum Theil sehr achtungswerthe Kunstrichter gern ganz aus dem Gebiethe der Poesie verbannen, ohne jedoch ihren Ausspruch mit den erforderlichen Gründen zu unterstützen. Ist denn ein satyrischer Einfall durchaus keiner andern poetischen Einkleidung als der mechanischen fähig? Wehe dem Dichter, dessen satyrische Epigramme sich bloß durch den Reim von der Prosa unterscheiden! Billig sollten diese Kunstrichter, die dem Vorwurf der Einseitigkeit kaum entgehen können, vor allen Dingen sich über die Frage erklären: Was denn ein gutes satyrisches Epigramm, dem sie, ohne daß sie es in das Gebieth der Prosa zu verweisen sich getrauen, geradezu den Nahmen eines Gedichts absprechen, eigentlich sey? Vergebens sieht man sich in ihren die Prosa und die Poesie abhandelnden Lehrbüchern nach einer dritten Redeform um, und das arme satyrische Epigramm

schwebt also durch ihren Machtspruch jämmerlich zwischen Himmel und Erde.

Diese Ansicht des Verfassers von dem Wesen des Epigramms, deren weitere Ausführung hier nicht an ihrem Ort seyn würde, enthält zugleich die Ursache, warum er seine epigrammatischen Versuche bey ihrem gegenwärtigen Erscheinen lieber kleine Gedichte, als Epigramme, oder Sinngedichte nannte. Von ihnen selbst erlaube man ihm nur einige wenige Bemerkungen.

Daß alle diese Kleinigkeiten auch dem Stoff nach sein Eigenthum sind, kann er mit gleichem Recht, wie es bey einer der gegenwärtigen vor mehreren Jahren vorangegangenen kleinen Sammlung von wenigen Bogen geschehen ist, versichern. Er ist, des Beyspiels mancher nicht unberühmten, und nahmentlich der meisten epigrammatischen Dichter ungeachtet, weder einem Griechen, noch einem Römer, weder einem Franzosen, noch einem Britten, und überhaupt weder einem Alten, noch einem Neuern, welchem Volk er auch angehöre, jemahls einen Gedanken schuldig geworden, und er muß also für seine sämmtlichen Schriften zum voraus dem Trost entsagen, sich gegen den Momus und Zoilus mit einem fremden Schilde zu decken. Indessen können ja wohl zwey Dichter einen Einfall mit einander gemein ha-

ben ohne daß einer den andern beraubt hat, und sollte diese Gemeinschaft irgendwo zwischen dem Verfasser und diesem oder jenem frühern oder spätern Dichter Statt finden: so hofft er, schon die ihm eigenthümliche Einkleidung werde dem aufmerksamen Leser auch das Eigenthum des Stoffs um so gewißer verbürgen, da überhaupt wer einmahl ein redlich erworbenes Eigenthum besitzt, die Vermuthung für sich hat, daß er die Hände nach fremdem Gut auszustrecken unfähig sey. Neun eigene Einfälle sprechen von Rechtswegen auch im Zweifel für den rechtmäßigen Besitz des zehnten, so wie umgekehrt der Mensch, der sich neun Mahl über einem Diebstahl ertappen ließ, nicht über Unrecht klagen kann, wenn man auch das zehnte Mahl, wo er unschuldig ist, seine Ehrlichkeit bezweifelt.

Daß alle epigrammatischen Versuche eines Dichters von gleichem Werth seyen, ist eine Forderung, welcher bis jetzt noch keiner, den Martial selbst nicht ausgenommen entsprochen hat, und gegen welche auch der Verfasser sich ausdrücklich verwahren muß. Ein Einfall ist darum noch nicht verwerflich, weil es noch bessere Einfälle gibt, und ein Dichter kann die Strenge gegen sich selbst eben so gut übertreiben, als die Nachsicht. Ohnehin mischt sich bey keiner Gattung von Gedichten so sehr die Eigenthümlichkeit des

Lesers in das Urtheil, als bey der sogenannten epigrammatischen, und zugleich wird kein Dichter so oft falsch, und so oft gar nicht verstanden, als derjenige, der am wenigsten Worte macht. Übrigens legt der Verfasser nicht ungern, und sogar mit einer angenehmen Empfindung das Geständniß ab, daß er gegen die Versuche seiner frühesten Jugend sich am meisten zur Schonung gestimmt fühlte. Wem ist nicht Alles theuer, was ihn an den holden Lenz des Lebens, was ihn an sein achtzehntes Jahr erinnert? Und mögen auch die ältesten Sinngedichte des Verfassers, von welchen übrigens Martials lima rasa recenti im strengsten Sinne gilt, den spätern noch so weit nachstehen, billige Leser werden doch seine Vorliebe für sie um so verzeihlicher finden, da er ihnen, als den Erstlingen seiner Muse, auch den ersten aufmunternden Beyfall des Publikums verdankt.

IV.

Meldung von einem neuen possirlichen Buche.

Dieses possirliche Buch hat den Titel: Blumenkränze, und sein Verfasser, der sich schon auf mancherley Weise zu einigem Ruhm zu gelangen bemühte, es bis jetzt aber kaum zu einigem Ruf brachte, nennt sich Hartwig von Hundt-Radowsky. Das aus zwey Bändchen bestehende Werk enthält Poesie und Prosa, die beyde zu übertreffen Keiner verzweifeln darf, wenn ihm auch sein Platz tief unten am Fuße des Helikons angewiesen ist. In einem Vorwort zu seinem sogenannten zweyten Kranz meldet der Verfasser, die Ausgabe des ersten sey durch einen Rechtsstreit der Verlagshandlung mit dem Buchdrucker über ein zu der Sammlung gehöriges und verlorenes Manuscript verzögert worden. Ob der Buchdrucker verurtheilt wurde, das verlorene Geistes-Erzeugniß aus seinem Beutel, oder aus seinem Gehirn zu ersetzen, von diesem Umstand

schweigt die Nachricht. Übrigens konnte der Ersatz dem Verurtheilten weder auf die eine, noch auf die andere Art sonderlich schwer fallen.

Je seltener seit dem Jahr 1740 anakreontische Verse in Deutschland geworden sind, desto mehr Dank ist das Publikum dem Herrn v. Hundt-Radowsky schuldig, der seine Blumenkränze mit Gedichten dieser Gattung, die er Lieder der Liebe und des Scherzes nennt, aufs reichlichste durchflochten hat, und hoffentlich wird man wenigstens dem guten Willen des unversuchten Versuchers Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn auch seine Versuche selbst weit hinter den mittelmäßigsten seiner ältern Muster zurückbleiben. Wegen dieser Scherz- und Liebeslieder legt der Verfasser zugleich Hoffnung und Furcht an den Tag. Jene versichert ihn der günstigen Aufnahme der Lieder bey manchem seiner jüngern Leser, und diese zeigt ihm den Tadel kapuzinisch gesinnter Sittenrichter in der Ferne, und hoffentlich wird die Hoffnung eben so gerecht erfunden werden, als, wenn er nicht etwa unter den kapuzinisch gesinnten Sittenrichtern auch die Kunstrichter, die freylich gegen eine gewiße Gattung von Poeten keine Schonung kennen, versteht, die Furcht grundlos ist. Da die Poesien des Herrn v. Hundt-Radowsky ohne Ausnahme ganz unpoetisch sind, so wäre zu wünschen, sie möchten

wenigstens alle possirlich seyn. Allein dieses Lob gebührt bloß denjenigen, in welchen der Verfasser sich als ein Anakreon geberdet, und man sieht sich daher ungern durch eine Stelle in seinem Vorwort die Hoffnung benommen, ihn auch künftig noch in dieser Rolle bewundern zu können.

In einem hohen Grade schwach ist die Begeisterung, die der Berliner Frauen- und Mädchenverein unterm 6. Sept. 1814 in unserem Verfasser erweckte, und je mehr ein Stoff wie dieser zum Gesang auffordert, desto mehr ist man berechtigt, dem Manne allen Dichterberuf abzusprechen, der sich von ihm so wenig erwärmt fühlt, wie Herr v. Hundt-Radowsky. In einem Zweiflers Nachtgebeth betitelten Gedicht, das kein Leser kurz finden wird, kommt ein bunter Rosenstrauch, und also ein Naturwunder vor. Wenn übrigens der Poet den lieben Gott versichert, er habe ihn in eben diesem bunten Rosenstrauche geahnt, und im Mückenschwarme — gewähnt: so versöhnt er hoffentlich durch diese Possirlichkeit die Leser mit den übrigen Albernheiten und Armseligkeiten des Gedichts. In Wanderers Abendlied bereichert er die arme deutsche Sprache, Dank sey es seiner Reimnoth! mit dem possirlichen Wort ausgekümmert, dessen er sich bedient,

um von einem Todten zu sagen, er sey allem Kummer entgangen.

In einer prosaischen Erzählung, die heiligen Reden, setzt endlich Herr v. Hundt-Radowsky seiner possirlichen Weise die Krone auf. Der Held des Romans ist Pastor Gutmann, der mit seinen beyden Töchtern, Röschen, einem Mädchen von siebzehn, und Lieschen, einem Kind von vier Jahren, in die Stadt geht, um einen Band zum Druck bestimmter Predigten zu ver-kaufen, und sich eine Perrücke, und seinem Lieschen ein Paar Schuhe zu er-kaufen. Auf dem Wege, den er zu Fuß macht, küßt er in einer Aufwallung von Entzücken über einen Zug von Gutmüthigkeit seines Röschens das liebe Töchterchen, und ein vorüberreitender Fremder ruft ihm lächelnd zu: Nicht so verliebt, Herr Pastor! Natürlich belehrt ihn dieser sogleich, daß die Geküßte seine Tochter sey, und der Reiter, vermuthen die Leser, ermangelt nicht, den Herrn Pastor auf die Unschicklichkeit aufmerksam zu machen, wenn ein Vater seiner erwachsenen Tochter auf öffentlicher Straße wie ein Verliebter begegnet. Allein weit gefehlt. Der Fremde, statt den Herrn Pastor zu beschämen, ist selbst beschämt, und um seinen Mißgriff, wie sein Scherz von unserem possirlichen Verfasser genannt wird, wo möglich wieder gut zu machen, rei-

tet er langsamer. Der Pfarrer erzählt ihm sein Autorschafts-Project, und der Fremde, da er hört, daß er mit einem Theil des gehofften Ehrensolds seinen verunglückten Pfarrkindern und einem verunglückten Pachter wieder aufzuhelfen gedenke, bedeutet ihm, er möchte sich bey dem Geheimenrath von Wallburg melden. Wer mochte das seyn? fragt der Pastor seine Tochter, nachdem der Fremde davon geritten war. Der Geheimerath von Wallburg selbst meint anfänglich das Mädchen, und da sie von dem Vater hört, dieser sey schon ein alter Mann, so räth sie auf den Fürsten. Der Vater aber vermuthet, es sey ein junger Spaßvogel gewesen, der ihn aus Muthwillen zum Geheimenrath schicken wolle, und da die Tochter von dem Fremden eine bessere Meinung hat, so greift der Vater in die Tasche, um ihr aus seiner drey und zwanzigsten heiligen Rede zu beweisen, daß das Herz des Menschen böse sey von Jugend auf und immerdar. Zum Glück ist aber die Handschrift in der Tasche fest genäht, und das arme Mädchen entgeht also dem Vorlesen. Kann man diese herrliche Scene, wenn man sie im gehörigen Licht betrachtet, genug bewundern? Röschen hat übrigens bey einem frühern Aufenthalt in der Stadt sich mit einem jungen Romanenschreiber in eine Liebschaft eingelassen, die jetzt zu einem erwünschten

Ende gedeiht. Bey Erzählung dieses Liebeshandels weiß Herr v. Hundt-Radowsky seine Leser bis zur Täuschung in die Zeiten Sigwarts zurück zu versetzen, und gibt uns also abermahl Gelegenheit, in ihm einen Zauberer zu bewundern, dem es eine Kleinigkeit ist, vergangene Zeiten wieder hervor zu rufen, und die Geister aus denselben erscheinen zu lassen. Daß sein Sigwartisiren zugleich das Verdienst der Possirlichkeit hat, wird keinem Leser entgehen.

Es könnte leicht geschehen, daß übelwollende Beurtheiler im Publikum die Behauptung verbreiteten, Herr v. Hundt-Radowsky habe keine Blumenkränze, sondern ein Geflecht von Stroh und Unkraut geliefert, und er wird es also hoffentlich mit Dank erkennen, daß die gegenwärtige Meldung auf den possirlichen, und also verdienstlichen Theil seiner Sammlung aufmerksam zu machen versucht.

V.

Züge aus dem Leben des Dichters, Friedrich Rudolph Ludwig Freyherrn von Canitz.

Wer sollte im neunzehnten Jahrhundert es glauben, daß ein Dichter Sonette, und noch obendrein geistliche Sonette schreiben, und doch vergessen werden kann? Wissen aber nicht selbst die heutigen Sonettenschreiber so wenig von einem Dichter, der Canitz hieß, und Sonette schrieb, als wahrscheinlich in Kurzem die ganze Welt von ihnen wissen wird? Doch der wackere Canitz ist nur von Leuten vergessen, die keine andere Poeten kennen, als sich selbst. Der Freund der Literatur ehrt noch jetzt wenigstens seinen Nahmen, wenn gleich die Welt, von welcher seine Gedichte gelesen wurden, seit einem halben Jahrhundert ausgestorben ist.

Das Leben unsers Dichters schrieb der bekannte Hofpoet, Johann Ulrich König, und aus dieser Schrift, und dem Ehrengedächtniß, das dem Verstorbenen der als Dichter nicht unrühmlich be-

kannte Ceremonienmeister von Besser, in Dresden, stiftete, sind die folgenden Nachrichten gezogen.

Canitz wurde den 27. Nov. 1654 zu Berlin, und zwar als ein vaterloser Waise geboren. Sein Biograph ermangelt nicht, für den Adel seines Geschlechts, sowohl von der Schwertseite als von der Spinnseite, die nöthigen Beweise beyzubringen, die aber mit Erlaubniß einiger bekannter hochgeborenen Poeten unserer Tage, die aus ihrem Stammbaum nicht nur ihre Abkunft, sondern auch ihre geistigen Vorzüge vor andern Sterblichen und überhaupt ihren Werth als Menschen darthun wollen, billig hier übergangen werden.

Da seine Mutter bald nach seiner Geburt dem Beyspiele der meisten jungen Wittwen folgte, und eine neue Verbindung einging, so nahm ihn seine Großmutter von mütterlicher Seite, die über die neue Heirath ihrer Tochter sehr unwillig war, zu sich, und die würdige Frau ließ sich die Erziehung des Enkels, der, wie sein Biograph sagt, schon als Kind in ganz Berlin andern Kindern zum Muster vorgestellt wurde, mit eben so viel Ernst als Liebe angelegen seyn. Unter vielen Lehrmeistern wählte sie für ihn, nicht ohne Rath der Vormünder, die besten, und der Zögling sollte nach ihrem Willen sowohl in den christlichen Pflichten; als in

den adelichen Tugenden und überdieß in allen dem Hof- und Staatsmann nöthigen Wissenschaften, Sprachen und Leibes-Übungen unterrichtet werden. Hurtig war, wie König sagt, sein Geist, trefflich sein Gedächtniß, und unermüdet sein Fleiß. Und was kann ein Jüngling mit diesen Eigenschaften nicht ausrichten? Schon im siebzehnten Jahr fühlte er sich fähig, eine der Unterrichts-Anstalten zu beziehen, auf welchen, wenn man ihrem Nahmen glauben darf, die Musen selbst ihren Sitz haben. Seine Wißbegierde siegte über die Liebe seiner Großmutter und seiner Mutter, die ihn in diesem zarten Alter noch nicht der Fremde anvertrauen wollten, und er bezog im Jahr 1671 die hohe Schule zu Leyden. Aber schon nach dem Ablauf eines Jahrs mußte er, weil die Großmutter fand, daß Leyden von Berlin gar zu weit entfernt war, zurückkehren, und erst im Jahr 1673 ließ sie ihn wieder von sich, um sein Studieren in Leipzig zu vollenden.

Sein Fleiß auf den hohen Schulen war nicht geringer, als auf den niedrigen, und kaum hätte, wie sein Biograph sagt, die Noth ihn zu einem größern anspornen können. Die erste Frucht dieses Fleißes war eine von ihm öffentlich vertheidigte historisch-politische Untersuchung, deren vollständiger Titel ist: Dissertatio historico-politica de caute-

lis principum circa colloquia et congressus mutuos, quam sub praesidio viri excell. Dni. Mag. Jacobi Thomasii, eloquentiae professoris publici celeber. publice defendendam suscipiet ad d. 17. Octobr. anno 1674. Fried. Rud. Lud. a Kanitz. Eques March. Lipsiae.

Aber die Themis mußte es sich gefallen lassen, ihren jungen Priester mit den Musen zu theilen. Die Neigung zur Dichtkunst war ihm, wie König sagt, so gut angeboren, als dem Petrarch, dem Marino, dem Caraccio und andern berühmten Dichtern, und er selbst schildert die ersten Äußerungen dieser Neigung in seiner Satyre von der Poesie auf folgende Art:

„In meinem Schülerstand, auf den bestäubten Bänken,
Hub sich die Kurzweil an. Sollt' ich auf Sprüche denken,
Die man gezwungen lernt, und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn nach Papageyen Art
Sie zu der Ältern Trost dem Lehrer nachgesprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.«

Sein Gefährte auf der rauhen Bahn zum He-

likon war Nikolaus Zapfe, der als Hofmeister eines studierenden jungen Edelmanns, des Herrn von Bose, sich zugleich mit ihm in Leipzig befand, und mit welchem er, wie mit dem Zögling desselben, und einem andern Studierenden, Hans Haubold von Einsiedel, sich durch die innigste Freundschaft verbunden hatte. Beyde Freunde theilten ihre Versuche, die theils in eigenen Gedichten, theils in Übersetzungen bestanden, einander mit, und unser Dichter fand nur diejenigen seiner Gedichte seines eigenen Beyfalls werth, die den Beyfall des Freunds nicht verfehlten.

Im Jahr 1673 verließ er Leipzig, und kehrte nach Berlin mit der Hoffnung zurück, sogleich auf Reisen gehen zu dürfen. Aber gegen seine Wünsche kämpfte abermahl die Liebe der Großmutter und es verzog sich beynahe bis zum Ende des Jahrs, ehe die gute Frau sich entschließen konnte, den einzigen Erben den Gefahren einer langen Reise preiszugeben. Zu seinem Führer wurde nach langer und sorgfältiger Wahl der churfürstliche Secretär Weiss, der sich vor Andern durch den Umstand empfahl, daß er erst kürzlich von einer Reise aus Frankreich über Holland zurückgekommen war, ernannt, und mit einer eigenen, von Mutter und Großmutter unterschriebenen, wie König sagt, wohl eingerichteten Reiseordnung versehen.

Das erste Ziel seiner Reise war Italien. Vergebens hoffte er in Leipzig auf der Durchreise seinen Freund Zapfe zu finden. Er eilte mit der nähmlichen Hoffnung nach Jena, und sah sich abermahl getäuscht. Sein Freund, in dessen Wohnung er sich sogleich nach seiner Ankunft, um ihn zu überraschen, begab, war wenige Tage zuvor verreist, und Canitz schrieb ihm an seinem Schreibtische einen verbindlichen Abschiedsbrief, der zugleich die Bitte um seinen Briefwechsel enthielt.

Nach einer wegen der beynahe unerträglichen Kälte höchst beschwerlichen Reise über Augspurg und Inspruck kam er mit seinem Gefährten schon im November in Venedig an, und da wenige Tage nach seiner Ankunft die deutsche Landsmannschaft dem neugewählten Doge, Niclas Sagredo, ihren Glückwunsch abstattete, so schlossen sich die Ankömmlinge auf erhaltene Einladung an sie an, und sahen bey dieser Gelegenheit den hohen Rath von Venedig in seiner ordentlichen Versammlung.

Von Rom, wohin unser Dichter sich zu Ende des Monats begab, reiste er sogleich auf kurze Zeit nach Neapel, und kehrte, nachdem er alle dortige Merkwürdigkeiten betrachtet, und sich in den Buchläden mit einem nicht unbeträchtlichen Vorrath seltener italienischer Bücher versehen hatte, nach Rom

zurück. In dieser Stadt war ihm der Umgang mit einem gelehrten Deutschen, D. Loretti; von großem Nutzen, indem dieser ihm nicht nur in der italienischen Sprache, sondern auch in den römischen Alterthümern, in der Erdbeschreibung überhaupt, und in der Beschreibung der italienischen Staaten insbesondere Unterricht ertheilte. Und da sein Gefährte durch das Empfehlungsschreiben eines französischen Gelehrten Zutritt bey dem berühmten Jesuiten Kircher erlangte, so wurde auch er mit diesem merkwürdigen Landsmanne bekannt, und wußte sich gleich bey der ersten Unterredung so beliebt bey ihm zu machen, daß er ihm nicht nur die Erlaubniß, ihn zu jeder Zeit zu besuchen, ertheilte, sondern ihm auch mit allen seinen Merkwürdigkeiten, und mit seinen neuesten Erfindungen, besonders in Wasserkünsten, bekannt machte, und ihm in der Folge sogar in verschiedenen Wissenschaften und in der Tonsetzkunst selbst Unterricht ertheilte.

Nachdem in Rom nichts Merkwürdiges mehr für ihn zu sehen war, begab sich Herr von Canitz nach Florenz. Die Empfehlungsschreiben Kirchers, die er in diese Stadt mitbrachte, wurden von ihm um so sorgfältiger benutzt, da es ihm bei seinen Reisen, wie sein Biograph sagt, vorzüglich um die Bekanntschaft bedeutender und gelehrter Männer zu

thun war. Menschen, glaubte er, müße man besuchen, und nicht Berge und Flüsse besichtigen, wenn man klug werden wolle, und nicht durchziehen und beschauen, sondern lernen und erfahren, hieß bey ihm recht reisen. Auch bey dem Großherzog erhielt er durch eine hohe schriftliche Verwendung Zutritt, und wurde von ihm um so gnädiger empfangen, da er sich noch der ihm von der Mutter des Dichters und seinem Stiefvater, dem Freyherrn von der Goltz, bey seinem Aufenthalt in Berlin erzeigten Gefälligkeiten erinnerte. Gleich am Morgen nach der Aufwartung schickte ihm der Großherzog ein Geschenk von fetten Kapaunen und andern Federvieh, von großen Würsten, Marzellin-Käsen, Zuckerwerk und andern Leckerbissen, besonders aber von den herrlichsten Verdea, Clairetto-Trebisono und ähnlichen Weinen, und ob ihn gleich dieses Geschenk, wie er in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe sagt, ein ziemliches Trinkgeld an die überbringenden Bedienten kostete, so hätte er doch gern doppelt so viel gegeben, wenn er die köstlichen Gaben in der angenehmen Gesellschaft eben dieses Freunds hätte genießen können.

Zugleich mit dem Prinzen von Curland, der sich ebenfalls in Florenz eingefunden hatte, nahm unser Dichter alle florentinischen Kostbarkeiten in Au-

genſchein, und beſuchte beſonders die großherzogliche Bibliothek, deren damahliger Aufſeher der berühmte Magliabechi war.

Von Florenz kehrte Herr von Canitz über Bologna und Ferara nach Venedig zurück, und war am Himmelfahrtstage in Geſellſchaft des Herzogs von Gotha, deſſen beſondere Achtung er genoß, Zeuge der gewöhnlichen jährlichen Vermählungs-Feyerlichkeit des Doge mit dem Meere.

In Padua, wohin er ſich von Venedig begab, beſuchte er den gelehrten Carl Patin, mit welchem er ſchon in Venedig zuſammen getroffen war. Die Bekanntſchaft dieſes Mannes, der einige Jahre zuvor aus Frankreich hatte entweichen müßen, war ihm von großem Nutzen, indem er ihn mit den berühmteſten Gelehrten in Padua, nahmentlich mit Ottavio Ferari, mit dem Mönch Franceſko Maicdo, mit dem berufenen Sternkundigen, Carl Rinaldini, mit dem Arzt Anton Molinetto, mit dem als Philoſoph bekannten Grafen Jacob Zabarella, und mit dem Zergliederer, Dominico Marchetti bekannt machte. Bey ſeiner Abreiſe verſah er ihn mit Briefen an den bekannten Maſcardi, in Verona, an den Domherrn Settali, und den Bibliothekar Bußka zu Mayland.

Mascardi in Verona empfing unsern Dichter aufs freundschaftlichste, und zeigte ihm alle seine Seltenheiten. Der Bibliothekar Bußka, in Mayland bewies sich nicht minder gefällig gegen ihn, indem er ihn nicht nur in dem berühmten ambrosianischen Büchersaale herumführte, sondern ihm auch die dort in Menge aufbewahrten seltenen Handschriften nach Gefallen vorzeigte. Von hier begab er sich nach Genua, und nach einem kurzen Aufenthalt daselbst nach Turin. An dem dortigen Hofe fand er die allzueingeschränkte Lebensweise der Italiener durch französische Sitten ein wenig gemildert, und besuchte ihn daher während seines nur einige Tage dauernden Aufenthalts um so fleißiger.

Von Chambery, wohin die Reisenden über den Mont-Cenis gelangt waren, ging der Hofmeister nach Lyon voraus, um wegen des Kriegs einen Geleitsbrief vom dem Erzbischof zu erhalten, Herr von Canitz aber begab sich einstweilen in der Hoffnung nach Genf, seine Freunde, die Herrn von Einsiedel und Bose, daselbst zu finden. Da diese Hoffnung unerfüllt blieb, so folgte er, nachdem er Genf genug hatte kennen lernen, mit einem nicht unbedeutenden Vorrath eingekaufter italienischer, zum Theil verbothener Bücher seinem Führer nach Lyon.

Unter den Gelehrten dieser Stadt, in welcher

er die Gelegenheit, sein Sprachstudium und seine Leibesübungen fortzusetzen, nicht unbenutzt ließ, war es vorzüglich der bekannte Span, der sich gegen ihn um so gefälliger erzeigte, weil er sich geraume Zeit in Ulm, in welcher Reichsstadt sein Vater geboren war, aufgehalten hatte, und eben daher Deutschland als sein halbes Vaterland betrachtete.

Nach einem beynahe dreymonatlichen Aufenthalt in Lyon begab sich Herr von Canitz mit seinem Gefährten durch die Provence und Languedoc über Vienne und Avignon durchs Gebirge nach Hyers und von diesem Ort über Toulon, Marseille, Arles, Nismes und Montpellier nach Toulouse, wo sie den durch verschiedene lateinische und französische Werke berühmten Alteserra besuchten. Nach Bourdeaux reisten sie zu Schiffe, und kamen endlich mit der gewöhnlichen Landkutsche über Blois und Orleans zu Ende Octobers glücklich in Paris an.

In dieser berüchtigten kleinen Welt wurde Herr von Canitz bald nach seiner Ankunft durch den vormahligen französischen Gesandten in Berlin, von Milet, dem Dauphin vorgestellt, und dieser Prinz hatte die Gnade, den jungen Deutschen einer ziemlich langen Unterredung zu würdigen. Die Zeit seines Aufenthalts, während welcher er noch öfters den Hof besuchte, widmete er vorzüglich der französischen,

spanischen und englischen Sprache, und trieb das Studium mit einem Eifer, der ihn, wie er sich in einem Brief an seinen Freund Zapfe ausdruckte, ein lebendiges Wörterbuch in vier bis fünf Sprachen zu werden hoffen ließ. Zugleich verabsäumte er auch andere Wissenschaften so wenig, als die adelichen Übungen. Er nahm Unterricht in der Baukunst, und machte auf der Reitschule, wie sein Biograph sagt, so große Fortschritte, daß er in kurzer Zeit, ohne die Dazwischenkunft einer sehr hartnäckigen Krankheit, ein vollkommener Meister dieser Kunst geworden wäre. Eben diese Krankheit, und weil überhaupt die Pariser Luft seiner Natur nicht zuzusagen schien, bewog ihn zu dem Entschluß, seinen Aufenthalt in dieser Stadt, der nach seinem Reiseplan anderthalb Jahre hätte dauern sollen, auf acht Monate zu beschränken, und er eilte um so mehr, England zu besuchen, da eine von Hause erhaltene Nachricht von einer dritten Heirath seiner Mutter, die sich von ihrem zweyten Gemahl aus Eifersucht hatte scheiden lassen, ihm ohnehin seine Rückkehr zu beschleunigen rieth.

Auf der Reise nach London war Herr von Canitz der Einzige, der Nichts von der Seekrankheit litt. Nach seiner Ankunft daselbst wartete er zuerst dem Churbrandenburgischen Gesandten, Freyherrn

von Schwerin, auf, der ihn, als ob er bereits eine Ahndung davon gehabt hätte, daß der junge Reisende der einst sein Schwiegersohn werden würde, ihn mit außerordentlichem Wohlwollen behandelte. Durch den dänischen Gesandten von Gör, einen Mann, der beynahe alle europäische Sprachen redete, und sowohl seines Verstands als seiner Erfahrung wegen allgemein geachtet war, wurde er in die vornehmsten Häuser, sowohl in der Stadt, als auf dem Lande, eingeführt. Zutritt bey Hofe, und Gelegenheit, den König bey der bekannten Krankenberührung zu sehen, verschaffte ihm der Freyherr von Schwerin. Endlich wohnte er auch einem großen Gastmahle bey, das der Lordmajor den mit ihrer Amtstracht geschmückten Aldermännern gab, und wurde, sammt den übrigen anwesenden Deutschen, von dem Herrn des Hauses mit vieler Auszeichnung behandelt.

Von London ging die Reise durch die Niederlande nach Leyden, und nach einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt nach dem Haag, das er nach vierzehn Tagen verließ, um sich nach Nimwegen zu begeben, in welcher Stadt gerade damahls der berühmte Friede, der ihren Nahmen führte, unterhandelt wurde.

Von Nimwegen kehrte endlich Herr von Ca-

nitz über Cleve und durch die übrigen Churbrandenburgischen Länder nach Berlin zurück, und die Freude des Wiedersehens war bey den Seinigen um so größer, da er, nach dem Ausdrucke seines Biographen, als ein zum gemeinen Besten schon vollkommen ausgearbeiteter junger Mensch von seinen Reisen zurückgekommen war. Zum Beweise, daß er auch vor seinen Augen Gnade gefunden hatte, ernannte ihn der große Friedrich Wilhelm beynahe im Augenblick seiner Zurückkunft zum Kammerjunker.

Seine Großmutter hatte inzwischen, bey einem Alter von mehr als siebzig Jahren, sich besonders durch die ihr höchst' mißfällige dritte Vermählung seiner Mutter bewogen gefunden, ihren letzten Willen gerichtlich nieder zulegen. Durch diese Urkunde wurde dem geliebten Enkel ihr einträglichstes Gut Blumberg, nebst ihrem Wohnhaus in Berlin, die beyde zusammen einen Werth von mehr als siebzigtausend Thalern hatten, nebst vielen Kostbarkeiten zugesichert. Den übrigen Theil des Vermögens sollte zwar seine Mutter, jedoch nur unter der Bedingung erben, daß nach ihrem Absterben der ganze Nachlass dem Sohne zu Theil würde.

Gleich nach seiner Anstellung mußte Herr von Canitz dem Churfürsten in den Feldzug nach Pommern folgen, und während er sich bey der Belage-

tung von Stettin befand, erhielt er einen Besuch von seinem Freund Zapfe, der vorzüglich seinetwegen, theils aber auch um die Belagerung mit anzusehen, theils aber um wegen einer ihm angebothenen Hofmeisterstelle zu unterhandeln, sich zu der Reise entschlossen hatte.

Indessen wurden beyde Freunde von der herrschenden Lager-Krankheit befallen, und sahen sich genöthigt, nach Berlin zurück zukehren. Während ihres Aufenthalts daselbst begegnete dem Herrn Zapfe ein Zufall, den der Erzähler mit Recht seltsam nennt. Ihm träumte nähmlich, er habe sich mit einem aus Paris mitgebrachten, schön gearbeiteten Federmesser am Fuß verwundet. Das Schrecken über den Traum weckte ihn aus dem Schlafe, und als er kurz nachher aufstand, verwundete wirklich das Messer, das bey Nacht vom Tische in einen seiner Pantoffeln gefallen war, ihm die linke große Zehe so bedeutend, daß die Heilung sich mehrere Wochen verzog. Herr von Canitz erbath sich das unheilbringende Werkzeug zum Andenken, und sein Freund übersandte es ihm mit einem Gedichte in Knittelversen, von welchem der Biograph nur noch den Anfang der also lautet, mittheilen konnte.

„Hier schick ich Dir das Federmesser
Gebrauche Dich desselben besser,

Als meine linke Zeh gethan,
Die nach dem Traum sich spießte dran.
Doch frag die Amme vor darum,
Wie man mit Messern gehet um."

Eben dieser Freund wußte sich bey der Großmutter des Herrn von Canitz so beliebt zu machen, daß sie endlich auf sein Vorwort ihrem Enkel die ihm bisher versagte Erlaubniß ertheilte, seine Mutter auf ihrem nahe gelegenen Gute Dietersdorf zu besuchen.

Bey dem Besuch, bey welchem ihn Herr Zapfe begleitete, fand Herr von Canitz so viel Gefallen an seinem Stiefvater, daß er sich, trotz des großmütterlichen Verbothes, bereden ließ, bey ihm zu übernachten. Allein eine heftige Übelkeit, die ihn nach dem Rauchen einer Pfeife Taback anwandelte, machte besonders da er sich des großmütterlichen Mißtrauens gegen den Stiefvater erinnerte, auch ihm den übrigens, wie die Folge lehrte, ganz schuldlosen Mann so verdächtig, daß er sich auf inständiges Zureden seines Freundes entschloß, das Haus plötzlich zu verlassen, und noch in der Nacht nach Berlin zurückzukehren. Er entschuldigte jedoch sein Verschwinden in einem Brief an seine Mutter mit dem Befehl der Großmutter, der er sein Zurückkommen an demselben Tage ausdrücklich hatte ver-

sprechen müßen, und blieb auch mit dem Stiefvater, dem er in der Folge viele Wohlthaten zu erzeigen Gelegenheit hatte, in gutem Vernehmen.

Die Wohnung in dem großmütterlichen Hause kostete ihn seine Freyheit, die er an eine schöne Nachbarinn, ein Fräulein von Arnimb, verlor. Die äußern Vorzüge dieser seiner Erkorenen wurden nach dem Zeugniß von ganz Berlin nur von ihren innern übertroffen. Wie die dem Herkules am Scheidewege begegnende Tugend von Xenophon gemahlt wird, sagt unser Biograph, zeigte Fräulein von Arnimb Sittsamkeit in jeder ihrer Geberden, Schamhaftigkeit in ihren blauen Augen, und Majestät im liebreichsten Antlitz. Kaum war aber der Liebende der Erwiederung seiner Neigung gewiß, als ihn schon der Schmerz der Trennung von dem liebsten seiner Freunde, dem Herrn Zapfe, erwartete, der seinen Zögling auf Reisen führen mußte. Beyläufig ist noch zu bemerken, daß er sich bisher in müßigen Stunden mit diesem Freunde im Übersetzen aus dem Französischen geübt hatte. Er wählte sich zu seiner Übung die Maximes d'amour eines ungenannten Dichters, und sein Freund, der sich schon früher durch seine Übersetzung der ersten Satyre des Boileau den besondern Dank ihres berühmten

Verfassers erworben hatte, einige Scenen aus der Phädra des Racine.

Bald nach der Abreise seines Freundes traf auch unsern Dichter das unerwünschte Los, Berlin zu verlassen, um dem Churfürsten in den Pommerschen Feldzug zu folgen, der sich durch die Wegnahme der Insel Rügen und Stralsunds auszeichnete. Nicht günstiger war ihm von dieser Seite das folgende Jahr, indem er, da der Churfürst mitten im härtesten Winter in Begleitung seiner Gemahlinn, und des Churprinzen und nachherigen Königs nach Preußen aufbrach, um dieses Land, wie es auch in der Folge geschah, von den durch Curland aus Liefland eingedrungenen Schweden zu befreyen, sich ebenfalls mit dem ganzen Hofstaat dahin begeben mußte.

Nach geendigten Feldzügen wurde ihm von dem Churfürsten die Amtshauptmannschaft der Ämter Zoßen und Trebbin, die ihm sein gewesener Stiefvater, der General, Freyherr von der Goltz, aus besonderer Zuneigung abtrat, übertragen.

Erst im Jahr 1680 verlobte er sich förmlich mit seiner Geliebten, weil beyde den Grundsatz hatten, einer Verbindung wie die Ehe müße sorgfältige Prüfung der Gemüther vorangehen. Die Verbindung selbst wurde erst im Februar des folgenden

Jahrs vollzogen. Die Vorsicht, mit welcher er bey einem der wichtigsten Schritte des Lebens zu Werke gegangen war, belohnte sich aber dafür auch selbst in einem solchen Grade, daß sein Lebensbeschreiber öffentlich sagen durfte, Herr von Canitz würde, wäre es ihm gestattet gewesen, sich als ein zweyter Pygmalion die Gefährtinn seines Lebens selbst zu bilden, keine andere als die nähmliche Doris, die ihn das Schicksal hatte finden lassen, durch seine Kunst hervorgebracht haben.

Weil zu jener Zeit sich der Hof nur selten in Berlin befand, so wurde unserem neuvermählten Dichter das schöne Los zu Theile, das Glück seiner Verbindung die ersten Monate auf seinem Landgut Blumberg zu genießen. Allein das Vertrauen, das der Churfürst ihm schenkte, ließ ihn nicht lange seiner philosophischen Einsamkeit sich freuen. Er erhielt einen Wink, daß der Churfürst, weil er zu Staatversendungen brauchbar erachtet werde, ihn öfters bey Hofe zu sehen verlange. Wirklich wurde er auch bereits im folgenden Herbstmonate nach Potsdam berufen, und mit der Bestallung eines Churfürstlichen Hof- und Legationsrath ihm zugleich der ausdrückliche Befehl ertheilt, mehr als bisher um die höchste Person seines Herrn zu seyn, weil die damahligen Umstände es nöthig machten, daß

immer Jemand bey der Hand sey, der zu Versendungen gebraucht werden könnte.

Dieser ehrenvolle Beweis des Vertrauens, dessen er von seinem Herrn gewürdigt wurde, könnte ihm, so sehr ihn auch der Gedanke an eine Trennung von seiner Neuvermählten schmerzte, doch nicht anders als schmeichelhaft seyn. Zu gleicher Zeit erfreute ihn auch die Nachricht von der Beförderung seiner beyden Freunde Weiss und Zapfe, von welchen jener zum churbrandenburgischen Kammerrath, und dieser zum hochfürstlich-sächsischen Kirchenrath in Zeitz ernannt wurde. Als Herr Zapfe ihm von seiner Verheirathung Nachricht gab, antwortete er ihm unterm 12. Febr. 1682, er wünsche, daß seine Geliebte wenn nicht ein fruchtbarer Weinstock, doch ein immer grünender Tannenbaum sey, der es an Zapfen niemahls fehlen möge.

Im Jahr 1682 nahm er einige ihm von seiner Großmutter abgetretene Güter in der Niederlausitz in Besitz, und in der Ostermesse reiste er in seinen eigenen Angelegenheiten nach Leipzig und Halle, bey welcher Gelegenheit zugleich sein Freund Zapfe von ihm besucht wurde.

Schon im ersten Jahr seiner Verheirathung machte ihn seine Gemahlinn zum glücklichen Vater. Bald nachher mußte er sich zu einer Gesandtschaft

an die sämmtlichen churfürstlichen Höfe am Rhein anschicken. Er sollte nähmlich sich nach Cöln, Trier, Heidelberg und Maynz, und zuletzt nach Frankfurt am Mayn, gleich den übrigen Churfürstlichen und Fürstlichen Gesandten begeben, die, ob sie gleich nicht unter den damahligen Reichs-Abgeordneten begriffen waren, sich doch zur Wahrnehmung des Besten ihrer Höfe dort aufhielten.

In Maynz hatte er die Geschicklichkeit, oder das Glück, dem Churfürsten, trotz der Bemühungen einer Gegenpartie, friedliche Gedanken beyzubringen, und sein Verdienst bey dieser Unterhandlung wurde in Berlin nach seiner Zurückkunft allgemein anerkannt. Es sey, sagte man, was er zu Stande brachte, mehr ein Meisterstück eines alten erfahrenen Staatsmanns, als eine Probe eines jungen, noch nicht dreißigjährigen Gesandten zu nennen. Zum Zeichen seiner Zufriedenheit ertheilte ihm der Churfürst aus eigener Bewegung statt der Ämter Zoßen und Trebbin die ansehnlichere Amtshauptmannschaft Mühlenhof und Müllenbeck.

In wichtigen Angelegenheiten wurde er im März 1684 nach Cöln, wohin er mit einem Auftrage wegen der Hildesheimischen Streitigkeiten über Hanover gehen mußte, abgeordnet, und schon am Ende des Jahrs kehrte er mit dem Beyfall beyder

Höfe über seine glücklich vollzogenen Geschäfte nach Berlin zurück.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Herzog von Zelle und der Stadt Hamburg wegen der bekannten Sache des Bürgermeisters Meurer veranlaßten im Februar 1685 seine Sendung nach Niedersachsen. Er sollte dem Herzog nachdrückliche Vorstellungen wegen seines gewaltsamen Verfahrens gegen Hamburg machen, diese Stadt selbst aber von allem feindseligen Bezeugen abmahnen, und ihr verträglichere Maßregeln anrathen. Sein Geschäft hatte auch anfänglich erwünschten Fortgang, indem auf die Vorstellung, daß der Churfürst die Hamburger auf keine Weise kränken lassen würde, der Herzog, so sehr er auch fortfuhr, sich auf die hohe kaiserliche Verordnung zu berufen, und zugleich über die damahls bey dem Pöbel in großem Ansehen stehenden Hamburgischen Bürger, Schnittger und Jastram, heftige Klagen zu führen, dennoch friedlichere Gesinnungen annahm, und da es dem Herrn von Canitz durch die beyden letzgenannten Männer, deren Vertrauen er sich in einem hohen Grade zu erwerben gewußt hatte, gelang, den größern Theil der ihnen anhängenden Bürgerschaft für seine Zwecke zu gewinnen, so sah man bereits einem erwünschten Vergleich entgegen, als plötzlich der von dem Herzog der Stadt

mit harten Ausdrücken zugeschickte kaiserliche Schutzbrief für den Bürgermeister Meurer die Gemüther wieder in den Grad erbitterte, daß sich die Unterhandlungen völlig zerschlugen. Die Folge dieser ungünstigen Wendung der Dinge war, daß Herr von Canitz von seinem Hofe Befehl erhielt, zurückzukehren, zuvor aber dem Herzog zu erklären, daß Se. Churfürstliche Durchlaucht fest entschlossen wären, die Stadt Hamburg mit Nachdruck zu beschützen.

Da nach der Abreise des Herrn von Canitz wegen der in Hamburg enthaupteten Lüneburgischen Kriegsbedienten, welche die Entführung Schnittgers und Jastrams versucht hatten, die Sachen in noch größere Verwirrung geriethen, indem der kaiserliche Hof aufs Neue heftig gegen Hamburg entrüstet wurde, so sandte der Churfürst, indem er zugleich an den kaiserlichen Hof zu Gunsten der Stadt wegen, der nicht ihr, sondern dem unbändigen, damahls den Meister spielenden Pöbel zur Last fallenden Unordnungen eine Vorstellung gelangen ließ, den Herrn von Canitz im September abermal nach Zelle und Hamburg, um wo möglich die beyderseitigen Beschwerden in Güte beyzulegen. Allein dieser heilsame Zweck konnte, weil eines Theils die Hamburger wegen ihres gewesenen Bürgermeister Meurer zu heftig gegen Zelle gereizt waren, und andern Theils

der Herzog sich auf den kaiserlichen Beystand verließ, zugleich aber auch Schnittger und Jastram, gegen die Warnung des Herrn von Canitz, dem dänischen Hofe zu sehr anhingen, nicht erreicht werden, und Herr von Canitz wurde daher mit dem Ausgange des Jahrs abermahl zurückberufen.

Im März des folgenden Jahrs erfreute endlich seine Gemahlinn den Herrn von Canitz mit einem längst gewünschten männlichen Erben. Aber schon im September mußte der frohe Vater sich wieder aus seinem glücklichen Kreise entfernen. Der Churfürst sandte ihn theils zum Glückwunsch wegen der Eroberung Ofens, theils wegen der noch immer fortdauernden hamburgischen Unruhen, welche inzwischen für Schnittger und Jastram den Verlust ihrer Köpfe herbeygeführt hatten, an den Kaiser nach Wien. Während seines Aufenthalts daselbst erhielt er den Auftrag zu einer Reise nach Ungarn zu dem unter den Befehlen des Generals Schöning stehenden, dem Kaiser überlassenen achttausend Mann Churbrandenburgischen Hülfstruppen, und dichtete bey dieser Gelegenheit in Ofen die in der Sammlung seiner Werke stehende Trauerode auf seinen dort im Sturm gebliebenen Freund, den Grafen Dietrich von Dohna.

Kaum war er wieder in Wien eingetroffen, als das Absterben des Churbrandenburgischen Residenten von Schmettau eine Verlängerung seines Aufenthalts veranlaßte.

Durch die Vollziehung der ihm bey dieser Gelegenheit aufgetragenen Unterhandlungen, deren hauptsächlichster Gegenstand das damahlige Verhältniß mit Frankreich war, wußte er sich die Gnade des Kaisers und die Achtung des ganzen Wiener Hofs in einem solchen Grade zu erwerben, daß der Kaiser sich bewogen sah, seine Zufriedenheit mit seinem Betragen dem Churfürsten in einem eigenen Handschreiben zu bezeugen.

Zwey spätere Aufträge, den Herrn von Jena, zu Regenspurg, wegen eines gegen ihn entstandenen Mißvergnügens, und den Herrn von Fuchs bey den Unterhandlungen zu Altona abzulösen, verbath er sich, und blieb auch wirklich mit ihnen verschont.

Der Tod des Churfürsten Friedrich Wilhelm im Jahr 1688 änderte so wenig in seinen bisherigen Verhältnissen, daß ihn vielmehr dessen Nachfolger, Friedrich der Dritte, indem er ihn in allen seinen Ämtern bestätigte, zugleich zu der Würde eines Geheimenraths erhob. Zugleich wurde er aber von Neuem nach Wien abgeordnet, um den hohen Trauerfall dem Kaiser persönlich anzuzeigen, und diese Reise

mußte er kurze Zeit nachher mit der Bothschaft von der Geburt eines Churprinzen wiederhohlen. Zugleich bekleidete er über fünf Monate lang, bis zu Ausgang des Jahrs, die Stelle eines Churbrandenburgischen Gesandten, und brachte auch von dieser Sendung ein ihm ehrenvolles kaiserliches Handschreiben an den Churfürsten wegen der glücklichen Führung seiner Geschäfte zurück.

Schon im Februar 1689 erwartete ihn ein neuer Auftrag. Er erhielt Befehl, nach Hamburg aufzubrechen, um den Geheimenrath von Fuchs bey den Dänischen und Holsteinischen Unterhandlungen als zweyter Gesandter an die Hand zu gehen. Bey dieser Verschickung, von welcher er nicht sobald zurück zu kehren hoffen durfte, ließ er sich von seiner Gemahlinn und ihrer Schwester-Tochter, dem Fräulein von Schönberg, begleiten. Er richtete sich vollkommen häuslich ein, und bezog eins der ansehnlichsten Häuser der Stadt, das dem seiner Reichthümer wegen berufenen portugiesischen Juden Texeira gehörte, und am sogenannten lustigen Jungfern-Stiege gelegen war.

Als endlich nach sechs Monaten die Vermittlung glücklich zu Stande gekommen war, kehrte Herr von Canitz nach Berlin zurück. Das Geschenk, das er wegen dieses Geschäfts von dem hochfürstlich-holstei-

nischen Hofe erhielt, war ansehnlicher, als gewöhnlich, indem es aus einigen tausend Thalern bestand.

Die Hoffnung, nun eine Zeit lang, wie er sich in einem Schreiben an seinen Freund Zapfe ausdruckt, seinen Kohl in Ruhe zu pflanzen, wurde durch eine Sendung nach Niedersachsen vereitelt, bey welcher es hauptsächlich darauf ankam, bey dem Herzog von Zell die Fürstlich-Anhaltischen Ansprüche an das durch den Tod des Herzogs Julius Franz erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg geltend zu machen. Da aber die Sache an den kaiserlichen Hof gezogen wurde, so erhielt Herr von Canitz Befehl, abzureisen und mußte sich, nach erstattetem mündlichen Bericht von seiner Sendung mit dem Anfange Decembers nach Sonnenburg begeben, um der Einführung des neuerwählten Herrenmeisters, Fürsten von Waldeck, beyzuwohnen. Unter den bey dieser Gelegenheit ernannten Rittern des Johanniter-Ordens befand er sich selbst, und zwar als der Vierte in der Ordnung, und erhielt die Anwartschaft auf die Komthurey Schievelbein in der Neumark.

Das Jahr 1690 war seit seinem Eintritt in churfürstliche Dienste das erste, in welchem er von Verschickungen frey blieb, und wem hätte der Dichter die ihm vergönnte Ruhe sonst widmen sollen, als den Musen? Auch sein Freund Zapfe wurde von ihm

in mehreren Briefen aufgefordert, seinem Beyspiele zu folgen, und zugleich gestand er diesem Freunde, wie wenig Reitze der Hof für ihn habe. Die dort mit so vielem Eifer gesuchten Bedienungen, sagt er, wären Ketten für die Freyheit, die doch alle Reichthümer der Welt übertreffe, wenn gleich niederträchtige Seelen ihren Werth nicht zu schätzen wüßten.

Diese Gesinnungen ließ er sich aber gleichwohl von Rechtswegen nicht abhalten, kurz nachher abermahl seinem Herrn und dem Vaterland als Gesandter zu dienen, und er nahm, wie sein Biograph sagt, bey diesem Entschluß sich zwey vortreffliche Römer des Alterthums, den Atticus und den Plinius Cöcilius, zum Muster, indem er wie jener die Bedienungen und Auszeichnungen des Staats durchaus nicht suchte, aber auch wie dieser die ihm angebothenen niemahls ausschlug.

Seine dießmahlige Sendung ging an den Hof nach Zeitz, und fand zu Anfang des Jahrs 1691 Statt. Von ihrem Zwecke meldet sein Biograph Nichts weiter, als daß sie besondere Angelegenheiten betroffen habe.

Im folgenden Jahre wurde er nach Nieder-Sachsen abgeordnet, um die fürstlichen Häuser Grabau und Strelitz, die sich nach dem Absterben des

Herzogs Christian von Mecklenburg-Schwerin um die Erbschaft stritten, zu vergleichen.

Eine zweyte Sendung in der nähmlichen Angelegenheit fand, weil man ihm zu gütlichen Ausgleichungen eine besondere Geschicklichkeit zutraute, im folgenden Jahr Statt.

Bey seiner Zurückkunft, die sich bis ins Jahr 1694 verzog, fand er seine Gemahlinn in der größten Betrübniß über die gefährliche Krankheit ihrer Mutter, die ihr auch wirklich im Herbstmonat entrissen wurde.

Dem Tode der Mutter folgte eine schwere Krankheit der Schwester, der Oberstinn von Below, und das Jahr 1695 begann mit einer neuen Prüfung, indem das Gut Blumberg durch eine plötzliche und heftige Feuersbrunst über die Hälfte eingeäschert wurde. Frau von Canitz ertrug auch dieses Unglück mit christlicher Ergebung, ihrem Gemahl aber schien es der Vorbothe eines noch größern zu seyn, und nur zu bald lehrte die Folge, daß seine Ahnung ihn nicht getäuscht hatte.

Seine durch Nachtwachen an den Krankenbetten der Ihrigen und durch so manchen abwechselnden Kummer, trotz ihrer Ergebung in die unvermeidlichen Schickungen, in ihrer Gesundheit sehr geschwächte Gemahlinn sah sich plötzlich von einer Entkräftung

befallen, die ihr eine zu frühe Entbindung zuzog, und sich nach wenigen Tagen mit ihrem Tod endigte.

Ungemein rührend war das Betragen der Abgeschiedenen auf ihrem Sterbebette. Gleich am zweyten Tag ihrer Krankheit sagte sie, ohne daß ihr Befinden sich verschlimmert zu haben schien, ihrem Gemahl, er möchte sich nicht zu sehr mit der Hoffnung ihrer Genesung schmeicheln. Nachdem sie ihn so oft von ihr habe reisen sehen müßen, wäre nun, sie fühle es wohl, an sie die Reihe gekommen, von ihm zu ziehen und ihm einen Abschied zu sagen, der wohl der letzte in dieser Welt seyn dürfte. Aber sie bitte ihn um Erlaubniß, ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren, auch noch für sein künftiges Wohl besorgten Herzens zu geben. Mit diesen Worten nannte sie ihm eine ihrer Freundinnen, von welcher sie glaubte, sie würde ihm ihren Verlust ersetzen können. Also, nicht zufrieden, ihn durch ihre Person zu einem der glücklichsten Ehemänner gemacht zu haben, wollte die seltene Frau auch noch nach ihrem Tode ihm das bisherige Glück gesichert wissen, und zum Beweise, wie ernst es ihr mit ihrem Antrage sey, berief sie sich, als ihr trostloser Gemahl ihn ernstlich ablehnte, auf seine Unbekanntschaft mit Allem, was die Führung eines so weitläuftigen Hauswesens, als das seinige sey, erfordere, und endlich auf die Pflicht,

seinem erst neunjährigen Sohn wieder eine Mutter zu geben. Diesen von ihr mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und mit Lächeln gesprochenen Worten setzte sie noch hinzu, ihre eigene Liebe finde, wenn er ihren Wunsch erfülle, ihre Rechnung dabey, weil sie hoffen könne, er werde sich in Verbindung mit einer ihrer liebsten Freundinnen desto öfter seiner getreuen Doris erinnern.

Zwey Tage nachher ließ die Kranke, die ihr nahes Ende, wie das heimliche Verfertigen ihrer Sterbegeräthschaft, und manche, die Richtigkeit ihrer Sachen betreffende Aufzeichnung vermuthen ließ, früher schon geahnt haben mußte, bey sichtbarer Abnahme ihrer Kräfte ihren Sohn rufen, und nachdem sie diesem ihren letzten mütterlichen Segen ertheilt hatte, wandte sie sich gegen ihren vor ihrem Bette knienden und in Thränen zerfließenden Gemahl mit der Erinnerung, er möchte um seines Sohns willen seinen Schmerz zu mäßigen suchen, und sich bey ihrem Verlust nicht minder standhaft, als bey andern ihm von Gott zugeschickten Prüfungen bezeugen, und indem sie ihm erklärte, daß sie im festen Vertrauen, er werde nach seiner bekannten Großmuth ihren letzten Willen in keinem Falle unerfüllt lassen, diesen weder schriftlich noch gerichtlich habe niederlegen wollen, eröffnete sie ihm zugleich, wie sie es in einigen

Puncten, besonders aber wegen eines Vermächtnisses für die Schulen, die Kirchen und die Armen gehalten wünschte. Da ihr Gemahl der Sterbenden nur mit Thränen, Seufzen und Händedrücken zu antworten vermochte, so fuhr sie fort, ihm Muth einzusprechen, und bath ihn, sie durch seine Klagen nicht in ihrem süßen Schlafe zu stören. Lächelnd nahm sie nun auch noch von den übrigen Umstehenden Abschied, und indem sie ihr Haupt zur Ruhe legte, sprach sie mit heiterem Angesicht: Sehet, ich schlafe schon wirklich. Diese Worte waren ihre letzten, indem sie in der That bald nachher, um ein Uhr Nachmittags, ohne ein Zeichen des Todeskampfs in den Schlummer versank, aus welchem die Schlafenden erst Jenseits wieder erwachen.

Die Entseelte, die ihr Leben nicht höher als auf neun und dreyßig Jahre und zwey Monate gebracht hatte, wurde standesmäßig in ihrer Familiengruft in der Marienkirche beygesetzt, und acht Tage nachher hielt ihr Beichtvater, der berühmte D. Spener, ihr in der Nicolai-Kirche eine Leichenpredigt über den Schluß des hundert und neun und dreyßigsten Psalm, der ihr stets vor andern zur Erbauung diente, und den eben daher ihr Gemahl auf ihr Bitten in Verse übertragen hatte.

Da dem Herrn von Canitz der erste Schmerz

nicht gestattete, das Andenken der Verstorbenen als Dichter zu feyern, so rührte auf seine Bitte einstweilen sein Freund; der Herr von Besser, zu ihrer Ehre seine Leyer. Das in seinen Werken stehende eigene Gedicht, das der Gemahl später ihr widmete, ist zugleich ein Denkmahl seiner Zärtlichkeit und des Werths der Besungenen. Zugleich zeigt es ihn als Dichter, wenigstens in einzelnen Stellen, von einer nicht unvortheilhaften Seite, und bey dem großen Ruf, den es erhielt, ist die Zeile des Properz:

Majus ab exequiis nomen in ora venit,

sehr schicklich auf der dem Gedicht beygefügten Abbildung des Grabmahls der Verstorbenen angebracht worden.

Der Tod der jüngern Schwester seiner Gemahlinn, und die Abreise ihrer Nichte, des Fräuleins von Schönberg, die in seinem Hause erzogen war, erneuerten den Schmerz unsers Dichters über seinen erlittenen Verlust, und nur das Ebenbild der Entschlafenen, sein heranwachsender hoffnungsvoller Sohn, war es, der ihn zuweilen von seiner düstern Schwermuth abzuziehen vermochte. Dieser Jüngling, zu dessen Unterricht er schon zwey Jahre vorher den nachher berühmt gewordenen hallischen Gottesgelehrten, D. Joachim Lange, ins Haus genommen

hatte, berechtigte auch wirklich den Vater zu den schönsten Hoffnungen.

Herr v. Canitz war im Begriff, dem Rath seiner Berliner Freunde zu folgen, und zur Zerstreuung seines Kummers einige andere bey der Belagerung von Namur befindliche Freunde zu besuchen, als er den Auftrag erhielt, sich wegen der nach dem Tode Herzog Gustav Adolphs zu Güstrow entstandenen Erbfolge = Streitigkeiten zwischen dem Herzog zu Schwerin und dem Herzog zu Strelitz nach Mecklenburg zu begeben.

Als er in der Mitte des folgenden Jahrs nach Berlin zurück kam, fand er nicht nur, daß sein Hauswesen in der Stadt und auf dem Lande aus Mangel einer getreuen Aufsicht sehr in Verfall gerathen war, sondern es war ihm auch noch überdieß durch Diebstahl ein beträchtlicher Schaden zugefügt worden. Allein so sehr man auch von Seiten des Hofs sowohl, als seiner Verwandten, die erfahrenen Unfälle benutzte, um ihn zu einer zweyten Heirath zu bewegen, so fanden doch für jetzt diese Vorstellungen bey ihm um so weniger Eingang, da er kurz nachher in seiner vorherigen Verrichtung wieder nach Mecklenburg abgehen, und daselbst bis gegen Ende des Jahrs verharren mußte.

Zu gleicher Zeit hatte er einige Mahl den Auf-

trag erhalten, von Güstrow sich zu dem jungen Herzog von Holstein zu begeben, um mit diesem Fürsten, der nach dem Tode seines Vaters wegen des Waffenrechts und wegen Erbauung einiger Schanzen mit der Krone Dänemark in Streit gerathen war, Unterhandlungen zu pflegen, und nach bisher von Seiten des Kaisers, Chur-Sachsens, Chur-Brandenburgs und Wolfenbüttels vergeblich versuchter gütlicher Beylegung der Sache half endlich Herr von Canitz, nach seiner besondern Gabe die Gemüther zum Frieden zu stimmen, den Grund zu den beyden Vergleichen legen, von welchen der eine im folgenden Jahr zu Schwerin, und der andere einige Jahre nachher zu Traventhal geschlossen wurde.

Nach seiner im November erfolgten Zurückkunft von dieser Gesandtschaft erfüllte er endlich den letzten Willen seiner verstorbenen Doris, indem er sich mit dem Fräulein Dorothea Maria von Schwerin verlobte, die durch ihre Tugend, wie durch ihren Verstand, würdig war, die Nachfolgerinn seiner ersten unvergeßlichen Gemahlinn zu seyn.

Der Churfürst selbst sammt seinem ganzen Hause verherrlichte durch seine Gegenwart das am 29. December in der Wohnung des Vaters der Braut, des in dieser Lebensbeschreibung schon früher erwähnten Geheimen Staatsraths von Schwerin, gefeyerte Hoch-

zeitfest, und ertheilte während der Tafel dem Bräutigam die auch wirklich mit dem Jahr 1697 erfüllte Zusicherung, daß er nächstens zum Geheimenrath und Staatsrath ernannt werden sollte.

In eben diesem Jahr vollendete er den neuen Bau auf seinem Gute Blumberg. Im Jahr 1698 unterm 3. Januar, erhob der Kaiser ihn mit allen seinen Nachkommen in den Freyherrnstand, und er erwarb sich also, was so Wenige seines Stands sich rühmen können, durch eigene Verdienste eine höhere Würde, als seine Ahnen ihm hinterlassen hatten.

Gleich nachher mußte er als Bevollmächtigter nach dem Haag abgehen. Über ein Jahr lang wohnte er unausgesetzt den bekanntlich sehr wichtigen Versammlungen bey, und erhielt nach der Ankunft des Königs von England von diesem Monarchen in den wichtigsten und geheimsten Staatsangelegenheiten zu verschiedenen Mahlen Gehör. Allein seine mißliche Gesundheitsumstände, und besonders ein gefährliches Brustgeschwür setzten unvermuthet seiner Thätigkeit ein Ziel. Er sah sich in dem Fall, den Churfürsten um seine Zurückberufung zu bitten, und traf auch wirklich am Pfingstabend, obgleich sehr kränklich, in Berlin ein.

Bis zu seinem dreyßigsten Jahr hatte unser Dichter einer beynahe ununterbrochenen Gesundheit

genossen. Aber von dieser Zeit an plagten ihn wechselsweise der Stein, die Colik und das Podagra. Doch waren ihre Anfälle noch leidentlich genug, bis sich in dem letzten Jahre noch Schwindel und Engbrüstigkeit zu ihnen gesellten, und den Zustand des Kranken in dem Grade verschlimmerten, daß keine menschliche Hülfe der vereinigten Gewalt so vieler Übel zu widerstehen vermochte.

Ein nicht geringer Trost in seinen zunehmenden Leiden war ihm ein Besuch des Churfürsten, der mit der huldvollsten Theilnahme an dem Zustande des Kranken die Versicherung seiner gnädigen und väterlichen Vorsorge für dessen Wittwe und seinen unerzogenen Sohn, wenn wider Verhoffen seine Wiederherstellung nicht im Rathe der Vorsehung beschlossen seyn sollte, verband.

Mit unüberwindlicher Gelassenheit ertrug der Kranke seine hartnäckig anhaltenden Schmerzen. Sein Gemüth blieb nicht weniger heiter, als in gesunden Tagen, und seine ihn besuchenden Freunde vernahmen mehr Worte des Trosts aus seinem Munde, als er aus dem ihrigen. Unter den Besuchenden waren auch einige Geistlichen, nahmentlich D. Lange, M. Schade und D. Spener, mit welchen er sich gern und viel über Gegenstände der Religion besprach.

Indessen fühlte er mit jedem Tage seine Kräfte

mehr abnehmen, und als endlich mehrere zu einer Berathschlagung über seine Krankheit bey ihm versammelte Ärzte ihm nicht verhielten, daß bey der nunmehr überhand genommenen Brustwassersucht seine Lebensdauer sich nicht mehr über acht Tage hinaus erstrecken könne, gerieth er bey dieser Bothschaft so wenig aus der Fassung, daß er vielmehr die Überbringer nebst einigen andern Freunden bey der Tafel behielt, und bey dieser alle Anwesenden an Heiterkeit übertraf. Er tadelte sogar die Ärzte wegen ihrer traurigen Stimmung, da sie ihm doch eine so fröhliche Bothschaft überbracht hätten.

In den folgenden Tagen blieb er in derselben ungetrübten Stimmung, und stellte über einen Todtenkopf, den er aus dem Gebeinhause hatte herbey hohlen lassen, Betrachtungen an, die zur größten Verwunderung aller über das Hoffnungslose seines Zustandes höchst niedergeschlagenen Anwesenden Nichts weniger als Furcht verriethen.

Noch immer vermochte der Kranke im Zimmer herum zu gehen, aber das Athemhohlen fiel ihm je länger, je schwerer, und der Ruhe konnte er nur wenig genießen. In diesem Zustande ließ er am 11. August Freytags mit anbrechendem Tage sich ankleiden. Er hatte ein etwas bejahrtes Fräulein, eine Anverwandte seiner Gemahlinn, zu seiner Pflege bey

sich. Diese ersuchte er, sie möchte ihn, um ein wenig frische Luft schöpfen zu können, an das Fenster führen. Als er dieses öffnete, und die eben aufgehende Sonne mit freudigen Augen betrachtete, brach er in die Worte aus: Ey, wenn das Anschauen dieses irdischen Geschöpfs so schön und erquickend ist, wie viel mehr wird mich der Anblick der unaussprechlichen Herrlichkeit des Schöpfers selbst entzücken! Mit diesem Ausrufe sank er, von einem plötzlichen Stickflusse befallen, dem ihn aufhaltenden Fräulein todt in die Arme.

Er starb also, gleich jenem Kaiser, stehend, und die Art, wie er die Welt verließ, machte ihn, wie sein Biograph bemerkt, der von ihm mit seinem letzten Blicke so freudig betrachteten Sonne selbst ähnlich, die nicht minder schön bey ihrem Untergange, als bey ihrem ganzen übrigen Laufe, der Welt in die Augen zu leuchten pflegt.

Schon um 12 Uhr in der folgenden Nacht wurde der Verstorbene in die Gruft seiner Väter in der Marienkirche beygesetzt, und ihm seine Ruhestätte an der Seite seiner Doris angewiesen. Acht Tage nachher hielt D. Spener ihm die gewöhnliche Leichenrede in der Nicolai-Kirche.

Sein einziger Sohn überlebte den Vater nur um einige Wochen, indem er schon am 26. Septem-

ber an den Pocken verstarb, nachdem er sein Leben nicht höher als auf dreyzehn Jahre und sechs Monate gebracht hatte.

Unser Dichter war, obgleich nur von mittlerer Größe, und in seinen letzten Jahren ein wenig beleibt, doch wohlgewachsen. Sein Gesicht war geistreich, und zuweilen verrieth ein höhnisches Lächeln seine angeborene Neigung zur Satyre. Er kleidete sich mit Auswahl, aber ohne ängstlichen Zwang. Man sah ihn, und war ihm gewogen; man sprach mit ihm, und fühlte sich ganz von ihm hingerissen. Man fand sein ganzes Wesen so angenehm, als seine Verse. Er war gesprächig, verbindlich, und frey von der Sucht zu widersprechen. Kein Wunder, daß sein Umgang im hohen Grade beliebt war, und allgemein gesucht wurde. Mit einer genauen Kenntniß der Hof- und Weltgebräuche verband er so viel Leutseligkeit, daß er sich, ohne an seiner Würde zu verlieren, weit unter seinen Stand herablassen konnte. Jeden wußte er nach seinen Fähigkeiten zu unterhalten, und diese Kunst beruhte auf seiner Gabe, die Neigungen eines Jeden schnell zu erforschen. Er war stets bey guter Laune, und so lästig ihm auch das alltägliche wechselseitige Besuchen fiel, so aufmerksam war er doch in Gesellschaft auch auf Kleinigkeiten, durch die er Andern hätte mißfallen können. Sein guter Ge-

schmack, die Folge seiner scharfen Urtheilskraft, war nicht weniger sichtbar an seiner Tafel, als in seinen Gedichten, bey den Festen, die er veranstaltete, bey der Anordnung seiner Zimmer, und selbst bey seiner Bedienung, versteht sich, daß er diesen Vorzug auch als Gesandter an fremden Höfen zur Ehre des seinigen geltend zu machen wußte. Sein Verstand war ausgezeichnet, und sein Wissen, es mochte ernste, oder bloß angenehme Gegenstände betreffen, gründlich. Die Bücher waren seine liebste Unterhaltung. Aber schon seine Geschäfte riethen ihm, nur die besten zu seinem Gebrauch zu wählen. Beym Lesen hatte er die eigene Gewohnheit, daß er zuerst die Inhalts-Anzeige des Buchs übersah, um das Wichtige von dem minder Wichtigen unterscheiden zu können. Er überging dieses, und hielt sich an jenes, und pflegte das Bessere zugleich aufzuzeichnen. Sein Gedächtniß war zugleich so glücklich, daß er das einmahl Gelesene lange Zeit nachher mit den nähmlichen Worten wiederhohlen konnte. Lateinisch, Französisch und Italienisch schrieb er gut, im Englischen, Holländischen und Spanischen war er kein Schüler, in seiner Muttersprache aber ein Meister, der den richtigen Ausdruck so sehr in seiner Gewalt hatte, daß er ihn in seinen schriftlichen Ausarbeitungen nur selten zu verbessern brauchte. Seine Gedichte brachte

er ohne die Anstrengung hervor, die in der Regel nur zweydeutige Erwartungen von dem Werth eines Geistes-Erzeugnisses erregt. Die Musen wissen von keinen Geburtsschmerzen. Wenn Manche mit Fertigkeit schreiben, im Gespräch aber schüchtern und verlegen sind, so zeigte er auch in diesem dieselbe Gewandtheit, mit welcher er die Feder zu führen pflegte. Von seiner Kunst, Frieden zu stiften und Zwistigkeiten beyzulegen, ist bereits gesprochen worden. Von seinen vielen Gesandtschaften endigte sich selten eine anders, als mit der Zufriedenheit beyder Theile, weil er um die bestehenden Mißhelligkeiten zu heben, vor allen Dingen die oft unvermeidlich scheinende Weitläuftigkeit des Geschäfts abzukürzen, und allen weitern Spaltungen durch das Glimpfliche seiner Maßregeln, und durch seine auf Ruhe berechnete Rathschläge zu begegnen sich bemühte.

Seine Bedienungen verwaltete er mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Taub fand ihn der Schmeichler, und unbeweglich, wer ihm Geschenke anboth. Die lockendsten Zusagen blieben bey ihm verloren, und dagegen pflegte er selbst in der That zu halten; was Andere bey Hofe nur zu versprechen gewohnt sind. Bey keinem widrigen Geschick verließ den Mann der immer Meister seines Glücks zu bleiben wußte, der Muth. Mit großer Vorsicht wählte er seine

Freunde. Aber kein Geschick war fähig, dem einmahl Geprüften seine Neigung zu entziehen. Von allen Lastern waren Undank und Geitz ihm die verhaßtesten; und wer erkennt seinen Abscheu gegen den letzten nicht in den lebendigen Farben, mit welchen er in der Vorzüglichsten seiner Satyren den Harpax geschildert hat?

Sein Wohlwollen gegen die Nothleidenden las man ihm schon in den Augen, und der bloße Anblick eines Unglücklichen war für ihn schon die dringendste Aufforderung zur Hülfe. Man sprach an seiner Tafel von der Verlegenheit eines der angesehenern Hofbeamten, der im Begriff war, auf eine schimpfliche Weise seines Amts entsetzt zu werden, weil er einige ihm anvertraute Kostbarkeiten, die er in einer dringenden Noth als Unterpfand für ein Anlehen weggegeben hatte, nicht im Augenblick, da man sie ihm abforderte, wieder herbey zu schaffen vermochte. Mein Gott! rief Herr von Canitz mit edler Ungeduld aus, ich kenne den Mann zwar nur von Ansehen. Aber konnte er mir denn nicht sein Anliegen eröffnen? Nicht wahr, Dorchen! fuhr er fort, indem er sich gegen seine Gemahlinn wandte, Du hättest in Ermanglung des nöthigen baren Gelds gern Deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Nahmen des unglücklichen Edelmanns zu retten? Von Herzen gern,

war die Antwort der ihres Gemahls würdigen Dame, und indem sie zugleich eine Perlenschnur, deren Werth über drey tausend Thaler geschätzt wurde, sich vom Halse löste, überreichte sie ihm das Kleinod mit den Worten: Hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden. Allein zu ihrem und ihres Gemahls größtem Leidwesen zeigte es sich, daß die Hülfe zu spät kam.

Als das dem Herrn von Canitz gehörige Gut Blumberg ein Raub der Flammen geworden war, und ein Bedienter während der Abendmahlzeit mit den Worten ins Zimmer trat: Gnädiger Herr! es ist ein Bothe mit der Nachricht gekommen, Blumberg sey abgebrannt, antwortete er, ohne aus der Fassung zu kommen: Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen. Und in der That half er nicht nur durch Erfüllung dieses Versprechens, sondern auch noch durch eine sehr milde Beysteuer das Unglück seiner Unterthanen selbst mit tragen, und man wird diese edle Handlung um so höher schätzen, wenn man sich erinnert, daß er selbst unter die Abgebrannten gehörte, und sein eigenes Haus wieder aufzubauen hatte.

Nach dem großmütterlichen letzten Willen hatte er nach dem Tode seiner Mutter die Anwartschaft auf ein bedeutendes Landgut. Allein nicht genug,

daß er ihr in ihrer Lage die Erlaubniß zur Veräußerung desselben ertheilte, sorgte er auch noch, so lange sie lebte, reichlich für ihren Unterhalt, und ließ auch noch nach ihrem Tode seine Wohlthätigkeit auf ihren dritten Gemahl, seinen zweyten Stiefvater, übergehen.

So groß aber auch seine Wohlthaten waren, so war doch die Art, mit welcher er sie erzeigte, nicht weniger werth, als seine Freygebigkeit selbst. Der Hauslehrer seines Sohns, D. Lange, erhielt während seines dreyjährigen Unterrichts die ihm versprochene Besoldung doppelt, und indem sein Biograph sagt, es könnten Züge seiner Großmuth von ihm erzählt werden, die einem König Ehre machen würden, wendet er zugleich was Boursault von Boileau rühmt, obgleich Nichts schöner sey, als seine Poesie, so wären doch seine edelmüthigen Handlungen noch schöner, auf ihn an. Eine besondere Freude machte es ihm, wenn er Gelegenheit fand, einen Gelehrten, oder einen Künstler zu unterstützen. Er urtheilte mit Geschmack von allen schönen Künsten, und liebte unter allen am meisten die Musik.

Er übte Verträglichkeit gegen Geringere, wie gegen Höhere, und seine Leutseligkeit gegen seine Bedienten war so groß, daß ihn diese noch nach seinem Tode, besonders da sie meistens unter seiner

Leitung einen hohen Grad von Brauchbarkeit erlangten, nicht nur als ihren vormahligen Herrn, sondern auch als ihren Vater ehrten.

Mit der Eigenschaft eines guten Erzählers verband er die Gabe angenehm zu scherzen in einem hohen Grade, und nur die Furcht, allzu weitläuftig zu werden, hinderte, wie er sagt, seinen Biographen, Proben seiner glücklichen Einfälle mitzutheilen.

So sehr übrigens Alle, die ihn kannten, seinen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren ließen, so wurde er doch nicht selten wegen der zu wenigen Sorgfalt getadelt, die er seinem Hauswesen widmete. Er habe, sagte man, jede Wissenschaft, nur nicht die Kunst zu sparen, sich zu eigen machen können, und in der That war es ihm auch nicht gegeben, sich um Dinge dieser Art zu bekümmern. Von hundert Thalern seines Einkommens behielt er jedes Mahl Zehn für seine kleinen Ausgaben, und überließ, so lange seine erste Gemahlinn lebte, dieser das Übrige zur Führung der großen Haushaltung. Allein bey seiner Freygebigkeit, und bey dem großen Aufwand, den seine Gesandtschaften erforderten, überstiegen die Ausgaben fast immer die Einnahmen. Nichts desto weniger blieb er stets mit dem, was er besaß, zufrieden, und war eben so wenig um die Vermehrung

seiner Glücksgüter, als um seine Beförderung zu einträglichern Stellen besorgt.

Wer ruft bey diesen Zügen nicht aus: Welch ein Mann! und gesteht sich zugleich mit einer geheimen Beschämung, wie arm unsere Zeiten an ähnlichen sind? Wir haben nahmentlich Dichter genug; die hoch auf ihn herab sehen. Aber lassen wir einmahl die Kunst Verse zu machen, bey Seite gesetzt, wie wenige sind unter ihnen, die nicht von ihm in den tiefsten Schatten gestellt würden!

Der Verfasser der Biographie schließt seine Nachrichten von einem der verdienstvollsten und merkwürdigsten Männer seiner Zeit mit folgender allgemeinen Schilderung seines Characters, deren sich in jedem Betracht kein Schriftsteller unserer Tage zu schämen hätte, und die man ohne Zweifel hier nicht ungern liest.

Es fällt mir, sagt er, also schwer zu entscheiden, ob Herr von Canitz mehr ein treuer Unterthan, ein geschickter Edelmann, ein gründlicher Staatsrath, ein gefälliger Hofmann, ein beständiger Freund, ein liebreicher Ehegatte, ein freygebiger Gönner, ein kluger Weltweiser, ein ehrlicher Mann, oder ein eifriger Christ gewesen sey.

Wenigstens war er gelehrt ohne Einbildung, höflich ohne Verstellung, großmüthig ohne Stolz, dienstfertig sonder Eigennutz, gesprächig ohne Niederträchtigkeit, gefällig ohne Zwang, scherzhaft ohne Verleumdung, und ernsthaft, ohne ein Sauertopf zu seyn. Ich zweifle nicht, daß das Urbild schöner war, als mein Nachgemählde. Vielleicht ist es aber auch nicht so gar unkenntlich gerathen, daß man nicht in dem Herrn von Canitz einen Mann erkennen sollte, der sowohl zur Ehre des Parnasses, als zum Nutzen des Staats geboren gewesen, und auf welchen daher mit Recht seine eigenen Verse mit einer kleinen Veränderung angewendet werden:

Dieß ist sein Lebenslauf. Wer kann daraus nicht lesen,
Daß er der Welt genützt, und sie ihm hold gewesen?

Was die Stelle betrifft, die Herr von Canitz, der sich in geistlichen und vermischten Gedichten, in

Trauergedichten, in galanten und Scherzgedichten, und endlich in Satyren und Übersetzungen versuchte, auf dem deutschen Helikon behauptet, so ertheilen ihm die bessern Kunstrichter der neuern Zeit das Zeugniß, daß er der eleganteste Dichter des siebzehnten Jahrhunderts sey, dessen Gedichte sich eben so sehr durch Reinheit, Klarheit, Leichtigkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, als durch das richtigste Gefühl des Schicklichen ausgezeichnet hätten. Und selbst wenn eben diese Kunstrichter ihm den Nahmen eines großen Dichters absprechen zu müßen glauben, können sie doch nicht umhin, einzelner Versuche von ihm mit einem Lobe zu erwähnen, nach welchem mancher unserer neuesten, nicht ungepriesenen Musenjünger vergebens strebt.

Als eine eigene Erscheinung verdient bemerkt zu werden, daß Herr von Canitz einer allgemeinen Bewunderung als Dichter genoß, ohne daß er selbst jemahls etwas von seinen Versuchen hätte drucken lassen. Die erste Sammlung seiner Gedichte, die großes Aufsehen erregte, erschien im Jahr 1700 ein Jahr nach dem Tode des Dichters, und wurde bis 1727 noch neun Mahl, und von 1727 bis 1765 noch vier Mahl aufgelegt. Einer solchen Aufnahme konnte sich seit Opitz keiner der deutschen Dichter rühmen.

Auch der berufene Allerwelts Kritiker, Franz

Horn, hat in seinem elenden, unter dem Titel: Die schöne Literatur Deutschlands während des achtzehnten Jahrhunderts, von ihm in die Welt geschickten Machwerke über unsern Dichter nach seiner bekannten Keckheit abzuurtheln nicht vergessen, oder vielmehr, er hat das Nachtheilige, was frühere Beurtheiler von ihm sagen, weil er wahrscheinlich die Werke des Dichters selbst nie mit Augen sah, nachgebethet, indem er ihn kurzweg glatt und flach schimpft. Der gute Canitz! Welcher Mann von Verstand wird ihm nicht zu dem Tadel des unberufenen, ganz und gar nicht glatten, aber desto flachern Splitterrichters, von welchem er vor mehr als hundert und zwanzig Jahren in folgender Strophe geweissagt zu haben scheint:

„Er verlästert alle Sachen,
Die nicht sein Gehirn gebiert,
Und darf selbst darüber lachen,
Wenn Apoll den Zepter führt.
Wer mag seine Thorheit schelten?
Was er schaffet, das muß gelten,
Und soll, bild' er sichs nur ein!
Uns gleich ein Orakel seyn."

Glück wünschen? Ich meines Orts aber nehme mir die Freyheit, dem durch Bescheidenheit, Gründlichkeit

und Feinheit des Geschmacks gleich liebens- und achtungswürdigen Urtheilssprecher ins Ohr zu sagen, daß ich, wenn er auch nur der Canitzischen Versificirung des hundert und neun und dreyßigsten Psalms ein Gegenstück von gleichem Werth an die Seite zu setzen vermag, auf der Stelle bereit bin, ihm zehn, sage zehn Bogen seiner bisherigen Schreibereyen zu verzeihen.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils

dritte Abtheilung.

I.

An die Freude.

Im Feyerlied zu preisen,
O holde Freude! Dich,
Du, Freundinn nur des Weisen,
Erhebt die Muse sich.
Dich, Göttliche! zu singen,
Nicht säumig darf sie seyn;
Denn ächte Lieder klingen
Nur Deinem Ruf allein.

Die schöne Welt, gegeben
Hat Gott sie Dir zum Thron,
Kaum grüßt der Mensch das Leben,
Fühlt Deinen Hauch er schon.
Wie ängstet unter Schmerzen
Die junge Mutter sich!
Doch schon nährt sie am Herzen
Mit ihrem Säugling — Dich.

Der stärkste starker Triebe,
Dem selbst das Leben weicht,
Schwer missest Dich die Liebe;
Doch sie entbehrst Du leicht.
Des Kerkers dunkle Mauern
Durchdringt Dein heitres Licht,
Und weht Dein Fittich, trauern
Kann selbst das Elend nicht.

Nie zwingt, um ihm zu fröhnen,
Dich des Tyrannen Macht,
Wenn edler Armuth Söhnen
Dein holdes Auge lacht.
Du fliehst mit scheuem Schritte
Der Schlösser Prunk und Glanz;
Doch frommer Einfalt Sitte
Lockt Dich zum Hirtentanz.

Dein sind des Winzers Lieder,
Wenn er die Traube preßt,
Und immer kehrst Du wieder
Zum regen Erntefest.
Du würzest im Pokale
Dem Erdensohn den Wein,
Und schenkst die Nektarschale
Den Göttern selber ein.

Der Töne süßes Gleiten,
Wer lenkt es? Deine Hand!
Der Leyer goldne Saiten
Hast du zuerst gespannt.
Entlockt ihr schönstes Klingen
Der Meister zaubernd ihr,
Zur Sühne läßt sich zwingen
Die Wehmuth selbst mit Dir.

Siegprangend schwingt Dein Flügel
Sich bis zum Sternenzelt.
Du lachst vom Rebenhügel;
Du winkst vom Ährenfeld.
Dir wehren keine Schranken
Den Kampf mit jeder Noth;
Vom Lager selbst des Kranken
Verscheucht Dich kaum der Tod.

Fern bleibst auf weiter Erde
Du keiner Kreatur.
Laut jauchzt der Hirt; die Herde
Zeigt hüpfend Deine Spur.
Ist Dir der kühne Seher,
Der Geister prüfend irrt,
Ist Dir der Sänger näher,
Der im Gebüsch Dir schwirrt?

Du bists, die selbst im Himmel
Den Pilger wieder grüßt,
Wenn sich dem Staubgewimmel
Sein müdes Auge schließt.
Dort, wo Verklärte thronen,
Von Schuld und Gram befreyt,
Dort pflegst auch Du zu wohnen,
Und heißest Seligkeit.

II.

Der Lehrer seiner Frau.

Crispinus, der Pedant, als wärs der Ehe Pflicht,
Gibt seiner jungen Frau gelehrten Unterricht.
Was Fichte, Kant und Schelling lehren,
Bemüht er sich, ihr zu erklären!
Was die Ästhetik sey, macht ihr sein weiser Mund,
So sehr der ihre gähnt, mit vielen Worten kund.
Sie muß sich in den Streit verstockter Ketzer mischen;
Nach Reimen zwingt er sie — welch ein Tyrann! —
zu fischen,
Und weilte sie des Nachts im Arm des Schlafs so
gern,
Zeigt und erklärt er ihr am Himmel jeden Stern.
Der ungeheure Thor! Wer wird nicht seiner lachen?
Verkehren will er die Natur,
Und früh und spät sinnt er auf Mittel nur,
Zu einem Mann sein Weib zu machen.

III.

Der Gönner.

„Ich denke stets bey Hof zu Deinem Heil an Dich!“
Versichert oft Fabull, mein hoher Gönner, mich.
Doch schmacht' ich noch in diesem Augenblicke
Umsonst nach dem verheißnen Glücke.
Drum täuscht mich auch, so glatt er spricht,
Der falsche Höfling ferner nicht.
Denn all zu leicht kann ich ermessen,
Daß er an mich nur denkt, um meiner zu vergessen.

IV.

Aufrichtigkeit und Höflichkeit.

Aufrichtigkeit, wie Viele meinen,
Läßt schwer mit Höflichkeit sich einen.
Doch, Muffel, Du, zu meinem Heil,
Belehrtest mich vom Gegentheil.
Denn höflich — wer sieht nicht Dein Bücken? —
Bist Du stets mir ins Angesicht,
Und bist, so gibt man mir Bericht,
Aufrichtig hinter meinem Rücken.

V.

Der Glücks-Günstling.

Blind bist Du, Mächtiger! so zeugen Land und Stadt,
Blind bist Du, wie das Glück, das Dich erhoben hat.
Denn gleich dem seinen ist Dein Streben,
Vor Allen stets die Narren zu erheben.

VI.

Der Erzähler.

Zu einem Duns, als er, daß man fast todt sich gähnte,
Ein Mährchen im Erzählen dehnte,
Zu diesem sprach ein Schalk: Bereit bin ich zum Schwur,
Von dem, was Ihr erzählt, wißt Ihr die Hälfte nur;
Denn, wie voll Unmuths wir gewahren,
Habt Ihr das Ende nicht erfahren.

VII.

Weiber-Werth.

Kein Weib ist wahrlich ohne Tugend,
Fehlt ihr nicht Schönheit, Gold und Jugend.

VIII.

Die alternde Schöne an die Zeit.

Warum, als mir der Jugend Lenz noch lachte,
Warst Du nicht eine Schneck', o Zeit?
Doch jetzt, da ich voll Gram im Spiegel mich betrachte,
Und man mir spottend nur noch Huldigungen weiht,
Jetzt ist mein Wunsch, vernähmst Du nur mein Flehen,
Verwandelt Dich zum Krebs zu sehen.

IX.

Der Schwätzer.

Der leidige Vorbil, der Tag für Tag die Ohren
Mit leerem Wörterschwall uns zu betäuben pflegt,
Er hat zum Vorbild sich die Mittagsuhr erkoren,
Die minder nie als zwölf Mahl schlägt.

X.

Der Segen.

Ein Bischof gab dem Volk den Segen,
Und Jeder nahm vom Kopf den Hut;
Nur Hansen war es nicht gelegen.
Fest saß der seine. Voller Wuth
Schalt ihn der Bischof. Eitles Toben!
Erwiedert Hans, denn Herr gesteht,
Wie kann ich Euren Segen loben,
Wenn er nicht durch den Hut mir geht?

XI.

Der Nahme eines bekannten After-Kritikers.

Sein Nahm' erinnert uns an Kraft und Unvernunft.
Doch er, der letzte Knecht der Aristarchen-Zunft,
Er pflegt, im blinden Wahn, die erste sey ihm eigen,
Zu seiner Schmach der Welt die letzte nur zu zeigen.

XII.

Der Poet mit Von und Ordens-Kreuz.

Dem Dichter, den Apoll nicht kennt,
Zum Ruhm hilft ihm kein Pergament.
Ihm gibt kein ritterliches Von
Den Adel auf dem Helikon,
Und den versagten Lorberkranz
Ersetzt ihm keines Ordens Glanz.

XIII.

Der sinnliche Unsterbliche.

Der Hippokrene nicht, dem Faß entströmt die Kraft,
Mit welcher Werk um Werk sein Genius erschafft,
Und soll sich dieser gar bis zu den Sternen schwingen,
So läßt er einen Krug mit Doppelbier sich bringen.

XIV.

Poeten = Niederträchtigkeit.

Hoch über Sonnen schwingt der kühne Dichter sich,
Und tief verachtend sieht sein Blick, o Erde! Dich.
Doch darf der Adler nur ein wenig Hofluft riechen,
Gleich hemmt er seinen Flug, um als ein Wurm zu kriechen.

XV.

Auf eben dieselbe.

Nicht Eine Tugend fehlt Clarissen!
Singt uns Dein Lied. Doch will man wissen,
Daß ihres Lobs Verkündiger Du bist,
Nicht, weil sie edel, nein, weil sie von Adel ist.

XVI.

Das Haus des Kanzlers Baco.

Zu klein, mein Freund! fühlst Du's nicht selber, sprich!
Zu klein ist dieses Haus doch offenbar für Dich.
So sprach Elisabeth, der Britten Königinn,
Zum Kanzler Baco. Doch der Mann von schlichtem Sinn
Erwiedert ihr: Dich täuscht', Erhabene! der Schein.
Nicht dieses Haus macht' ich für mich zu klein;
Doch Du, voll Edelmuth stets auf mein Glück bedacht,
Hast mich zu groß für dieses Haus gemacht.

XVII.

An einen unwissenden Verschwender.

Durch Pracht und Üppigkeit beschämst Du jeden Reichen.
Sprich, Freund! soll Deinem Kopf denn auch Dein Beutel gleichen?

XVIII.

Das gleiche Sinnbild.

Du führst mit mir, wie darfst Dus wagen?
Du führst mit mir das gleiche Bild,
Verwegener, in Deinem Schild.
Drum sollst Du flugs mit mir Dich schlagen!
So sprach ein Franzmann, voller Wuth,
Zu einem Wälschen. Sey so gut,
Erwiedert dieser, mir zu sagen,
Was Du im Schilde führst. — „Den Kopf
Des Ochsen.“ — Wohl mir! spricht der Tropf
Aus Wälschland, närrisch halb vor Freude,
Laß, Freund, Dein Schwert nur in der Scheide!
Den Kopf des Ochsen führest Du
Im Schild, ich nur den Kopf der Kuh.

XIX.

Agesilaus und die Feinde.

Agesilaus stand, nicht achtend der Gefahr,
Mit einem Heer im Feld, dem seiner Feinde Schar,
Mann gegen Mann gezählt, weit überlegen war.
Ein Bothe kam, und sprach: Die Feinde sind erschienen,
Und nahe sind sie uns. Gut, fiel mit heitern Mienen
Der tapfre König ein, und nahe sind wir ihnen.

XX.

Der König Dionysius und sein Sohn.

Zum Sohn — mit Zwang hatt' er ein edles Weib entehrt —
Sprach König Dionys: Hast jemahls Du vernommen,
Obgleich die Jugend auch nicht Tugend mich gelehrt,
Solch eine Freveltat sey mir zu Schuld gekommen?
Nein, sprach der Sohn, Du zähmtest besser Dich;
Doch dafür warst Du auch kein Königssohn, wie ich.
Und Du, sprach Dyonis, mein Sohn! weil Du zu wenig
Dich selbst bezähmst, o denk' an mich!
Wirst Vater nie von einem König.

XXI.

Spätes Schämen.

Ein Jüngling, der aus einem Hause kam,
Das, obs ihm gleich nicht an Besuchern fehlte,
Die strenge Zucht sich nicht zu ihrem Tempel wählte,
Verhüllte sein Gesicht. O falsche Scham!
Ließ im Vorübergehn ein Alter sich vernehmen.
Nicht jetzt, wie Deines gleichen meint,
Nicht jetzt, beym Ausgang, junger Freund!
Zeit wars beym Eingang, Dich zu schämen.

XXII.

Prinz Moritz vor Neuport.

Im Angesicht der Feinde Heer,
Und brausend hinter ihm das Meer,
Sprach Moritz: Tapfre Streitgenossen,
Stürzt in den Kampf Euch unverdrossen!
Vergebens würde, traun! die Flucht,
Wer sieht es nicht? von uns versucht.
Wir wüßten denn der Feinde Haufen
Hier aufzufressen, oder dort
Das Meer, den Schiffenden zum Tort,
Bis auf den Abgrund auszusaufen.

XXIII.

Der Neugeadelte.

Heil Dir, daß jetzt ein Pergament
Der Welt als Edelmann Dich nennt!
Allein, fast will es mich betrüben,
Daß man als edlen Mann Dich kennt,
Steht nirgends, leider! noch geschrieben.

XXIV.

Die Taschenbücher.

Aus jedem Taschenbuch ersieht Ihr leicht den Stand
Der Musenkunst im deutschen Vaterland,
Doch habt Ihr ihn ersehn, so wollt ich schwören,
Mögt von der Kunst Ihr selber Nichts mehr hören.

XXV.

Kunstverschwendung.

Gerühmt ward ein Poet, weil er von kleinen Dingen
Mit großem Pomp verstand zu singen.
Ein weiser Mann vernimmts, und spricht:
Sein eitles Thun, ich rühm' es nicht.
Wer würde nicht des Schusters lachen,
Wollt' er die Schuhe groß für kleine Füße machen?

XXVI.

Socrates und seine Richter.

„Zum Tod — o daß nicht gleich der Götter Rach'
entflammt! —
Zum Tode hat die Brut der Richter Dich ver-
dammt!"
Mit Lächeln hörte diese Kunde
Der Weise von Athen aus eines Freundes Munde.
Und sie, erwiedert er, warum denn eiferst Du?
Verdammte die Natur dazu.
„Allein Du leidest ihn, vom Neide
Zum Opfer auserſehn, mit Unrecht" ſpricht
Der Freund. Je nun, Du willſt doch nicht,
Antwortet Socrates, daß ich mit Recht ihn leide?

XXVII.

Der beste Arzt.

Den Arzt, hoch preis' ich ihn, was auch die Menge lacht,
Der mich nur sterben läßt, und mich nicht sterben macht.

XXVIII.

Prinz Moritzens Trompeter.

Ein weises Wort, das ein Trompeter sprach,
Spricht ihm zum Ruhm die Muse nach.
Als Spinola, zu dem ihn Moritz sandte,
An ihn sich mit der Frage wandte:
Warum verschanzt Dein Herr, der tapfre junge Held,
Gleich einer Memme sich im Feld?
Erwiedert er, mit freundlichen Geberden:
Er möchte gern, wie Ihr, ein alter Feldherr werden.

XXIX.

Der Taugenichts auf der Spitze des Teneriffa.

„Den Berg, wohin selbst nicht die kühnen Adler fliegen,
Den Teneriffa, denkt! ihn hab' ich einst erstiegen!"
So prahlte vor der Freunde Schar
Ein Mensch, der nicht der Frömmste war.
O warum hast Du dort nicht Deinen Sitz genommen?
Rief Einer jetzt der Hörer, sprich!
Denn leider wirst Du, denk' an mich!
Dem Himmel nie so nahe wieder kommen.

XXX.

Der Rathsherr und der Abgesandte.

Ein Rathsherr, öffnet' er den Mund,
Gleich war, worans ihm fehlte, kund.
Denn — was man ihren Stand auch preise —
Selbst Rathsherrn sind nicht immer weise.

Behender schwatzt' er einst, fürwahr!
Und alberner noch als ein Staar,
Vor einem fremden Abgesandten,
Bis sich von ihm die Hörer wandten.

Ein andres Rathsglied sprach: Verzeiht
Uns, Herr, des Gimpels Albernheit!
Ihr zählt wohl auch in Eurem Lande
Der Zwerge manchen am Verstande.

Der Abgesandte lacht, und spricht:
Wohl fehlts auch uns an Gimpeln nicht.
Nur kann ich, Freund! Euch nicht verhehlen,
Daß wir nicht in den Rath sie wählen.

XXXI.

Phocion und Demosthenes.

Zum Phocion, von dem das Volk nur Wahrheit hörte,
Sprach Demosthen, der es durch Schmeicheln oft bethörte:
Es bringt, zum Lohn für Dein Beginnen,
Dich um, fängt es zu rasen an.
Und, Freund! um Dich ist es gethan,
Erwiedert Phocion, fängts an, sich zu besinnen.

XXXII.

Zubereitung zum Fasten.

Von Austern, Lachs und Aal kauft Gulo ganze Lasten,
Um, wie die Kirche will, — zu fasten.

XXXIII.

Die gleichen Brüder.

„Wohnt nicht ein Wechsler hier, mein Freund?“
Hier sind zwey Brüder, müßt Ihr wissen,
Seit lange schon des gleichen Thuns beflissen.
Drum fragt sichs: Welcher ist gemeint?
„Ich meine Den, der schielt.“ O Herr! es schielen beyde.
„Der, den ich meine, lebt im Ehestand.“
Verzeiht mir, wenn ich noch Euch nicht bescheide;
Denn beyde fesselt Hymens Band.
„Ein schönes Weib hat Der, nach dem ich frage.“
Ach Herr! der Neid muß es gestehn,
Die Weiber beyder sind zum Mahlen schön.
„Nun zwingt Ihr mich, daß ich das Schlimmste sage.
Ich meine Den, von dem die Rede geht,
Daß auf der Stirn Actäons Schmuck ihm steht.“
Das alte Lied, auch hier ertönt es wieder:
In diesem Fall sind beyde Brüder.

XXXIV.

Aristippus und Diogenes.

Wer, wie Diogenes, mit Linsen sich begnügt,
Bedarf nicht, daß er sich bey Hofe knechtisch schmiegt.
Doch wer sich nach dem Wind des Hofes weiß zu drehen,
Wird, gleich dem Aristipp, die Linsen auch verschmähen.
Doch weise nur ist Der, der wenns das Glück ihm beuth,
Das Schlechte nicht verschmäht, und nicht das Große scheut.

XXXV.

Glücksfreunde.

Glücksfreunde, wie ein Weiser spricht,
Zur Armuth helfen sie, doch in der Armuth nicht.

XXXVI.

Franz Horns Aristarchen-Beruf.

Mit hämischem Geschnarch
Spielt Horn den Aristarch.
Doch fragst, o Leser! Du:
Hat er Beruf dazu?
Wirst Du von mir gefragt:
Erhielt zur Hasen-Jagd,
Als Gott die Welt erschuf,
Die Schnecke den Beruf?

XXXVII.

Dank für Nichts bey Hofe.

Des Höflings Wort, für bares Geld
Nimm es, ob ers auch nimmer hält.
Sind noch so grob auch seine Lügen,
Hilf selber doch ihm Dich betriegen.
Klar wird dann gleich die Wahrheit Dir;
Wer mir nicht schadet, dienet mir!

XXXVIII.

An den höhnischen Lepidus.

Verzerrst Du das Gesicht bey Strephons Plauderey,
So trifft, Freund Lepidus! mit ihm Dich gleiche Schande.
Denn Jeder denkt: Demselben Vaterlande
Gehören Aff' und Papagey.

XXXIX.

Die häßliche Geliebte.

Weil Horst die Ruffa liebt, hält er, voll Selbstbetrug,
Die Häßliche für schön, und Niemand ihn für klug.

XL.

An den Splitterrichter.

Magst Du von meinem Feind gern meine Fehler hören,
Von meiner Tugend laß Dich auch den Freund belehren.
Schilt jener mich zu sehr, preist dieser mich zu viel,
So wähle klüglich Dir den Mittelweg zum Ziel,
Und lern', um nicht das Recht voll Übermuth zu kränken,
Bey meiner Menschlichkeit an Deine eigne denken.

XLI.

Der verliebte Schmerl.

Mehr Feuer, als im Aetna brennt,
Tobt dem verliebten Schmerl im Busen.
Die Göttinn, die sein Mund bekennt,
Beschämt die Venus, sammt den Musen.
Er lebt und webt allein in ihr;
Er sieht ihr Bild in jedem Sterne.
Sie winkt ihm dort, und lacht ihm hier;
Nah' ist sie ihm selbst in der Ferne.
Doch schon genug, damit Ihr wißt,
Daß Schmerl ein Geck, wie Keiner ist.

XLII.

Antwort auf die prahlende Vorrede eines bekannten Taschenbuchs aufs Jahr 1821.

Es steht, so prahlst Du kecken Muthes,
In meinem Taschenbuch nur Gutes!
Doch ach! nur Schlechtes finden wir.
Sprich, Freund! heißt Schlechtes gut bey Dir?

XLIII.

Der Dichter an den Preis-Ertheiler.

Umsonst ermahnst Du mich, nach Deinem Preis zu ringen.
Wer einen Preis verdient, wird nie für einen singen.

XLIV.

An Amaryllis.

Zählt gleich die Tugend meist nur Feinde,
Wirbt ihr doch Deine Schönheit Freunde,
Und diese selber trotzt fürwahr,
Beschützt durch jene, der Gefahr.
Und wen nur erst das Los getroffen,
Sich Dir zu nahen, stimmt mir bey:
Man lobt Dich ohne Heucheley,
Und liebt Dich, darf man gleich nicht hoffen.

XLV.

Das Grabmahl des Mausolus.

Das Grab, das seine Frau dem Mausolus erbaute,
Ein Wunder nannt' es, wers beschaute.
Allein ein Wunderwerk, das mir noch größer scheint,
Ist, daß ein Weib so sehr den todten Mann beweint.

XLVI.

Der bekehrte Geizhals.

Zur Strafe für den lockern Sohn,
Bekehrt vom Geiz sich Harpagon.
Statt seinen Reichthum zu verschließen,
Beginnt er klug ihn zu genießen,
Und erbt, mit Staunen siehts die Welt,
Jetzt von sich selbst sein eignes Geld.

XLVII.

Die Nähnadel.

Keine Helden singt die Leyer,
Die voll Huld mir Phöbus leiht,
Weil, o Nadel! Deiner Feyer
Sich allein die Fromme weiht.

Achtet auch die stolze Feder
Deines stillen Wirkens nicht,
Keinen Unsinn, zeugt Dir Jeder,
Stellst Du doch, gleich ihr, ans Licht.

Um die Menschheit; wie so kläglich
Ständ' es ohne Deinen Stich!
Leut' und Kleider bildet täglich
Leichter Künstler Hand durch Dich.

Menschen frißt das Schwert, das wilde,
Scharenweis in seiner Wuth;
Aber Dir, o Wundermilde!
Stillt den Durst ein Tröpfchen Blut.

Du nur gibst den Frauen Adel.
Manche holde Stickerinn
Wird durch Dich, o fromme Nadel!
Eines Manns Beglückerinn.

Doch hat, Dir zum höchsten Preise,
Lied um Lied nicht längst bekannt,
Von den Göttinnen die Weise
Seys, die sinnig Dich erfand?

Darum weiht Euch, holde Schönen,
Weiht Euch nur Minervas Kunst!
Und, der Sänger schwört es, krönen
Wird Euch selbst der Musen Gunst.

XLVIII.

Der vierzehnte October.

An eine Freundinn.

Vom Glas des strengen Arzts schleppt hin zu Deiner Schüssel
Dein Freund, Louise! sich.
Zwar klirrt mir schon im Ohr von meinem Sarg der Schlüssel;
Doch heut ermann' ich mich.

Dem Tod, dem Eisernen, selbst ihm zürn' ich nicht länger,
Wenn nur an Deinem Fest
Er ohne Störung mich, den frommen Glückwunschsänger,
Mein Lied vollenden läßt.

Doch einer Frau zu lieb wird er der Sense wehren,
Die mich zu mähen strebt;
Denn eine Frau wars ja, wie Moses Worte lehren,
Durch die er leibt und lebt.

Zwar jeder Monat fand bey Dichtern seine Lober;
Doch flicht den Kranz allein
Dein Freund im Feyerlied dem segnenden October
Für Dich und — seinen Wein.

Und hätt' er auch nur Dich, der Frauen Schmuck, geboren,
Zum König, schwör' ich Dir,
Zum König hätte doch des Jahres ihn erkoren
Die ganze Welt mit mir.

Denn sprich! wer sah es nicht, daß Jeder gleich vor Allen
Auf Dich mit Fingern weist,
So oft ein Biedermann, der Wahrheit zu gefallen,
Die edlen Frauen preist?

O Glück! . . . doch vor dem Glück mag nicht die Muse knien,
Empört ob seiner Schuld,
Und Du — das schönste Los ist Dir ja längst verliehen —
Bedarfst nicht seiner Huld.

Doch wirst Du ein Geschenk des Freundes nicht verschmähen.
Es birgt, bey kleinem Werth,
Im Schooß, was, fehlt es Dir, mit sieggewohntem Flehen
Die Kranke selbst begehrt.

Ein Käſtchen, Beſte! nimm — ſchlau weißt Du es zu nützen —
Gefüllt mit edlem Staub!
Ein Sylphe hat das Amt, es tapfer zu beſchützen
Vor Deines Ehherrn Raub.

Und wenn, noch lebensfroh, einſt zitternd die Matrone
Von ihm den Deckel hebt,
So denke, daß Dein Freund, längſt fern der Erden-Zone,
Im Geiſte Dich umſchwebt.

XLIX.

Der erhabene Dichter.

Zur Sonn' empor, mit eines Seraphs Wonne,
Schwingt sich sein Geist, ein Räthsel der Vernunft.
Indessen harrt getrost auf seine Wiederkunft
Sein Leib im Krug zur goldnen Sonne.

L.

Der Langnasige.

Wohl mag Beelzebub ihn einst zur Hölle tragen;
Doch seine Nase wird stets in den Himmel ragen.

LI.

An Ebendenselben.

Nein ab die Nase Dir zu schneiden,
Sollt' er den Tod dafür auch leiden,
Vermaß im Zorn ein Prahler sich.
Wer lacht nicht der verkehrten Phrase?
Dir schneidet man nicht ab die Nase;
Ab schneidet man der Nase Dich.

LII.

Auf Ebendenselben.

Crispinus, lang benast, weit riecht er in die Ferne.
Drum hört man oft aus seinem Mund den Spruch:
O wären Blumen Sonne, Mond und Sterne,
Mich, wahrlich, labte stets ihr Wohlgeruch!

LIII.

Nasos Klaglied.

Zum Mitleid Groß und Klein zu zwingen,
Will ich von meiner Nase singen.
Ach! ihrer Größe Riesenlast
Erlieg' ich Sohn des Unglücks fast.

Sprecht, könnt' ein Anwalt mehr mich rupfen?
Zum Bettler macht sie mich — durch schnupfen,
Und meine Sorg' ist Tag für Tag,
Wohin ich nur mich schnäutzen mag.

Sie jagt — o schändliches Beginnen! —
Mir schnaubend Weib und Kind von hinnen,
Und stürzt, dem Beutel nicht zum Dank,
Mir, was nur fallen kann, vom Schrank.

Bey meinem Anblick, welch ein Zagen!
Scheu fliehen Roſſ, und Mann, und Wagen.
Mein Naſen-Auswuchs, gleichen Ruf
Hat er mit Satans Pferdehuf.

Herr, ſchreyen oft, voll Gift und Galle,
Herr, ſchreyen oft die Nachbarn alle,
Nehmt Eure Naſe doch in Acht!
Denn manche Hütte ſtöhnt und kracht.

Man ſchließt — nie paſſten mehr die Worte —
Mir vor der Naſe jede Pforte.
Raum haſt Du zwar hier, Lieber! ſpricht
Der Wirth, doch Deine Naſe nicht.

Ob ihrem Schatten Tauſend ſchreyen,
Daß keine Pflanzen mehr gedeihen,
Und Tauſend zwingen ſie, o Pein!
Ihr Rieſenſonnenſchirm zu ſeyn.

Oft zieht die Riechende die Blume,
Zwar ihrer Allgewalt zum Ruhme,
Allein zum Schabernack für mich,
Mit Stock und Topf hinein in sich.

Jüngst, als zu keck sie sich erhoben,
Jüngst färbte sie, Ihr sehts dort oben,
Und schaudernd denk' ich noch daran,
Mit ihrem Blut den Wetterhahn.

Man dingt die größte großer Nasen,
Um große Feuer anzublasen.
Doch löscht in meinem eignen Haus
Sie täglich mir die kleinen aus.

Zur Hülfe zwingen mich die Mühlen,
Sobald sie Windes-Mangel fühlen.
Doch oft verklagt mich armen Wurm
Die Schifferzunft bey Meeres-Sturm.

Man ſtreift in ihren dunkeln Höhlen,
Wenn freche Banden mordend ſtehlen,
Und nimmer weiß ich! — ach mir grauſt! —
Ob nicht in mir ein Gauner hauſt.

Man will mir, ohne mich zu fragen,
Ein Lager auf der Naſe ſchlagen.
Ein Turner bittet ſchmeichelnd: Schatz,
Für unſre Kunſt leih' uns den Platz!

Noch ſpar' ich manches Abenteuer
Von dieſem Naſen-Ungeheuer.
Sonſt, wahrlich, wird mein Naſenſang,
Gleich meiner Naſe ſelbſt, zu lang.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils,

vierte Abtheilung.

I.

Über den Büchernachdruck.

Erste Untersuchung.

In Briefen Davids an Jonathan.

Erster Brief.

Ruhig, ruhig, mein bester Jonathan! Der Streit, ob die Nachdrucker, wie Sie behaupten, an den Galgen gehören, oder ob man, wie ich behaupte, sie wie andere ehrliche Leute auf dem Bette sterben lassen muß, soll zwey Freunde, wie Sie und mich nicht zu Feinden machen. Wie oft habe ich es Ihnen schon gesagt, daß keine Vorliebe für die Druckvervielfältiger, sondern Haß der Ungerechtigkeit es ist, warum ich mir bey dem Mord- und Diebsge-

schrey gewißer Leute, so oft Peter ein Buch druckt, das Paul schon vor ihm gedruckt hat, lieber die Ohren zuhalte, als daß ich mit einstimme! Beweist mir nur erst, möchte ich den guten Leuten, wenn sie nicht bey dem geringsten Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit gleich zu sehr bösen Leuten würden, zurufen, beweist mir nur erst, daß die Nachdrucker gestohlen haben, und ich will sie zwar, weil ich der Meinung bin, daß man durch Schimpfen sich selbst die schlechteste Ehre erzeigt, nicht — Diebe schimpfen, aber doch zugeben, daß Euer Schimpfen, wenn auch nicht ganz anständig, doch wenigstens nicht ungerecht ist. Aber zum Unglück für die Nachdruckerfeinde, oder mit einem andern Wort, für die Nachgedruckten, pflegt der gesunde Menschenverstand, welcher, in der Regel wenigstens, auch beym Abfassen der Gesetze zu Rath gezogen wird, das siebente Geboth ganz anders zu deuten, als sie, und ist es daher ein Wunder: wenn bis auf diese Stunde der Galgen mit allen möglichen, und zuweilen sogar mit recht großen Dieben, nur mit keinem Nachdrucker prangt? In der That, mein bester Jonathan! haben Schriftsteller und Verleger mit ihrer Diebsklage gegen die Nachdrucker so wenig recht, als wenn sie ihnen den Sündenfall schuld geben wollten. Überlegen Sie einmahl selbst, welches Urtheil Sie sprechen würden, wenn

der Verfasser und der Verleger eines Buchs mit dieser Klage vor ihrem Richterstuhl erschienen. Was, fragen Sie: hat der Mann, den ich als einen Dieb bestrafen soll, Euch denn gestohlen, Ihr guten Leute? Das Werk meines Geists! antwortet der Schriftsteller, und das Werk meines Verlags, antwortet der Buchhändler. Der Mensch ist also, fahren Sie fort zu fragen, Euch Beyden ins Haus gebrochen, und hat Dir, dem Schriftsteller, Deine Handschrift, und Dir, dem Verleger, Deine Abdrücke heimlicher Weise weggenommen? Nein, ist die Antwort, ins Haus ist er uns nicht gebrochen, und weggenommen hat er uns auch Nichts. Ich glaube, Ihr seyd Beyde im Kopfe verrückt, oder wollt Euren Spaß mit mir treiben, sprechen Sie voll gerechten Unwillens. Ihr verlangt Gerechtigkeit von mir gegen einen Dieb, und wenn ich frage: Was hat er Euch gestohlen? so antwortet Ihr: Nichts! Der gnädige Herr Richter verzeihen! erwiedern die Kläger. Es ist wahr, daß der Mensch uns Nichts genommen hat. Aber er hat uns doch bestohlen, und ist ein Erzdieb. Er hat das Buch, von welchem die Rede ist, nachgedruckt. Also, mein bester Freund! man bestiehlt die Leute, ohne daß ihnen etwas genommen wird. Werden Sie als Richter in diese unsinnige Behauptung einstimmen, oder werden Sie nicht vielmehr die Kläger fra-

gen, wie sie, wenn sie das Nachdrucken eines Buchs einen Diebstahl nennen, das heimliche Entwenden des nähmlichen Buchs nennen wollten? Mit Einem Worte, werden Sie ihnen nicht erklären, daß Stehlen nichts Anders heißt, als Jemand sein Eigenthum heimlich und wider dessen Willen wegnehmen, und daß also auch der Nachdrucker, der sich dieses Vergehens nicht schuldig gemacht hat, nicht als Dieb gestraft werden kann? Und werden Sie nicht eben deswegen die muthwilligen Kläger in die Kosten des Rechtshandels und zur Abbitte gegen den Beklagten verurtheilen? Auf alle Fälle, mein Freund! werden Sie mir zugeben, daß, wer behauptet, er sey bestohlen, und doch zugleich gestehen muß, er sey noch im Besitz der ihm entwendeten Sache, Nichts eingebüßt hat, als seinen gesunden Menschenverstand. Doch ich besinne mich. Die sinnreichen Kläger geben ihre Sache nicht so leicht verloren, und wenn sie auch den Richter durch ihre Gründe nicht zu überzeugen vermögen, so verstehen sie sich desto besser auf die Kunst, ihn durch eben diese Gründe zu überraschen. Wenn, sagen nähmlich die guten Leute, der Nachdrucker eines Buchs auch nicht zum Dieb an der Handschrift des Verfassers, oder an den Abdrücken des Verlegers wird, so stiehlt er doch jenem seine Gedanken. Seine Gedanken? Im Ernst, wenn

diese Beschuldigung wahr ist, so muß man auf der Stelle die Nachdrucker zwar nicht als Diebe hängen, aber als die gefährlichsten Hexenmeister verbrennen. Oder kann man Köpfe wie Schränke erbrechen, und Gedanken wie Münze aus ihnen heraus hohlen? Nicht einmahl eines sogenannten Plagiats macht sich der Nachdrucker an dem Schriftsteller schuldig, indem es noch keinem eingefallen ist, ein nachgedrucktes Werk für das seinige auszugeben. Wielands Werke und nicht Müllers Werke steht auf dem von dem Carlsruher Buchhändler dieses Nahmens veranstalteten Nachdruck derselben, und erscheint also nicht auch von dieser Seite das Geschrey über Diebstahl als Albernheit, die sich nur aus der Verblendung des Eigennutzes erklären läßt? Sie kennen doch wohl, mein bester Jonathan! wenigstens vom Hörensagen, den Verfasser des Siegfried von Lindenberg und vieler anderer Romane, der sich den Ruhm erworben hat, einer der wüthendsten, und zugleich einer der schwächsten Gegner des Nachdrucks zu seyn? Dieser gewaltige Streiter und Schelter lebt und stirbt darauf, daß der Buchhändler Schmieder, in Carlsruhe, ihm ganze Frachtwagen voll Gedanken, an welchen er zu seiner Zeit nur gar zu fruchtbar war, gestohlen hat, und es wäre zuversichtlich schwerer, ihn von diesem Irrthum, als von der Wahrheit zu überzeu-

gen, daß seinen platten Romanen durch den Nachdruck eine höchst unverdiente Ehre widerfahren ist.

Leben Sie wohl, mein Freund! und sagen Sie mir bald, ob Sie mir noch ferner erlauben, Sie von den Leuten zu unterhalten, die keinem Menschen das Seinige nehmen, und sich doch von den durch ihren täglichen Umgang mit den Musen aufs höchste verfeinerten schönen und großen Geistern ungestraft Diebe schimpfen lassen müßen.

Zweyter Brief.

Sie sind mit mir der Meinung, mein redlicher Jonathan! daß man, wenn man nicht alle Begriffe des Diebstahls verläugnen will, den Nachdruck unmöglich mit diesem Nahmen benennen kann, und bemerken zugleich mit Recht, daß wenn die Buchhändler selbst im Ernst dafür hielten, man begehe, wenn man ihnen ein Buch nachdruckt, einen Diebstahl an ihnen, sie nicht erst um ein Verboth des Nachdrucks, sondern bloß um die Bestrafung desselben bitten würden. Aber, sagen Sie, was gewinnt

der Nachdrucker, wenn man ihm, wird er auch von der Schuld des Diebstahls freygesprochen, zugleich beweisen kann, daß sein Gewerbe durchaus unrechtmäßig, und also ehrlos und strafwürdig ist? Sie haben recht, bester Freund! der Mann ist verloren, sobald seine Handthierung das Recht gegen sich hat. Es ist nur zu beklagen, daß es von den Vielen, welche bisher diese Behauptung in die Welt hinein schrien, noch Keinem hat gelingen wollen, sie auch nur durch einen scheinbaren Grund zu rechtfertigen. Der Nachdruck ist ein Diebstahl, sagen seine Gegner, und ich beweise, daß er keiner ist. Aber er ist doch ein Unrecht, erwiedert man mir, und wenn ich frage: Welchen andern Nahmen gebt Ihr denn diesem Unrecht, wenn es kein Diebstahl ist? so wird man mir: wie ich fürchte, — die Antwort schuldig bleiben. Klagt mich Jemand eines Unrechts an, dessen ich mich gegen ihn schuldig gemacht haben soll, so ist Nichts natürlicher, als daß ich fordere, er möchte mir das ihm zuständige Recht nennen, dessen Kränkung er mir zur Last legt. Beschweren sich also Schriftsteller und Verleger über das Unrecht der Nachdrucker, so lassen Sie uns, mein bester Jonathan! das Recht der Klagenden untersuchen.

Fragen wir also zuerst, welches Recht erwirbt sich der Mann, der ein Buch schreibt? Die natür-

lichste und einfachste Antwort auf diese Frage ist. Er erwirbt sich das Recht, welches Jeder an sein Eigenthum hat. Er kann also sein Werk verkaufen, er kann es verschenken, er kann es sogar wieder vernichten, mit Einem Worte, er hat völlige Freyheit, damit nach Gutbefinden zu schalten. Er darf es also, fragt man weiter, auch durch den Druck vervielfältigen? Allerdings, ist die Antwort, wenn er es für rathsam erachtet, und die Censur Nichts dagegen hat. Und, fährt der Fragende fort, natürlich steht nur ihm allein zu jeder Zeit dieses Recht zu, und er braucht es nicht zu dulden, daß, was er schrieb und drucken ließ, auch ein Anderer druckt? Antwort. Er darf es hindern, wenn er — es hindern kann. Niemand, z. B. kann es ihm wehren, daß er zum Verderben des Nachdruckers erklärt, er wolle seine Auflage noch wohlfeiler verkaufen, als der Nachdruck verkauft werde, oder er wolle sie gar verschenken. Aber zu den Rechten, die er sich durch das Hervorbringen seines Buchs erwarb, kann das Recht, den Nachdruck desselben zu verbiethen, unmöglich gehören. Es ist nähmlich ein verzweifelter Umstand für die Schriftsteller, daß sie, um die Kinder ihres Geists in die Welt zu schicken, sich gewißer Zeichen bedienen müßen, die — in Jedermanns Gewalt sind. Wer wagt es, kann z. B. der Nachdrucker sagen,

mich eines Unrechts zu beschuldigen, wenn ich folgende Zeilen aneinander reihe:

„Noch ein Mahl sattelt mir den Hippogryphen,
Ihr Musen,
Zum Ritt ins alte romantische Land!
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das
magische Band
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen
Augen den Nebel,
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?
Ich seh' in buntem Gewühl, bald siegend,
bald besiegt,
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.“

Stand mir aber dieses Recht von jeher zu, wie sollte es mir in dem Augenblicke entzogen worden seyn, in welchem es einem Poeten in Weimar, Nahmens Wieland, einfiel, ein Gedicht, Oberon genannt, mit einer Stanze zu beginnen, zu welchen er die nähmlichen Zeichen nöthig hatte? Er bediente sich ihrer mit Recht als Dichter, und ich bediene mich ihrer mit Recht als Drucker. Und sein Recht sollte das meinige beeinträchtigen können? Gerade der Um-

stand, daß der Schriftsteller, um seine Gedanken der Welt mittheilen zu können, sich solcher Mittel bedienen muß, die Jeder in seiner Gewalt hat, schließt jeden Rechtsgrund eines Nachdruck-Verboths aus. Der Nachdrucker kann kein Gedicht hervorbringen, wie Wieland. Aber er besitzt die nähmlichen Druckzeichen, wie der Verleger desselben, und wie sollte Wielandisches Dichten die Folge haben, daß er sich ihrer mit weniger Freyheit als zuvor bedienen dürfte? Ein Anderes ist ein Buch als geistige Schöpfung, ein Anderes als ein Werk mechanischer Buchstaben- und Wörter-Zusammenstellung auf dem Papier durch Druckerschriften. Wer diesen Unterschied im Auge behält, bey dem kann die Frage gar nicht davon seyn, ob man Bücher nachdrucken darf. Er wird im Gegentheil die Behauptung, daß die Leute, welche ihre Gedanken der Welt durch Hülfe der Druckerschwärze und der Buchstaben- und Wortverbindung mittheilen, ein ausschließendes Recht an diese Verbindung hätten, für im höchsten Grade widersinnig, und für eine Verletzung des natürlichen, allen gemeinschaftlichen Rechts an jeden Gebrauch, der sich auf dem Papier von den vorhandenen Buchstaben und Wörtern in allen möglichen Zusammensetzungen machen läßt, erklären. Dieses natürliche, nicht zu bestreitende Recht, nach welchem selbst ein Mensch, der ein Buch in der

Handschrift entwendet, und es drucken läßt, nicht wegen der letzten Handlung, sondern bloß wegen des ersten Verbrechens zur Strafe gezogen werden darf, beginnt mit dem A b c, und wie kann man also von einer Einschränkung desselben sprechen, da diese Einschränkung nicht anders, als wieder mit dem A b c beginnen könnte? Darf ich den ganzen Oberon nicht nachdrucken, oder vielmehr, darf ich die Wörter, aus welchen das Gedicht besteht, nicht in derselben Ordnung auf einander folgen lassen, so kann man mir auch mit gleichem Recht erst den Nachdruck eines Gesangs, dann den Nachdruck einer Strophe, dann den Nachdruck einer Zeile desselben, und zuletzt gar den Gebrauch jedes Buchstabens, der in dem Gedicht vorkommt, verbiethen. Ich weiß wenigstens nicht, wo die Gränze gezogen werden soll. Wahrlich, der Mensch, der ein Buch schreibt, und das Nachdrucken desselben nicht dulden will, maßt sich, indem er sich zum Eroberer aller Wortverbindungen, aus welchen seine Schrift zusammen gesetzt ist, aufwirft, eine Gewalt an, welche auszuüben noch keinem Despoten eingefallen ist. Nur im Reiche der Gedanken, nicht aber in der Buchstabenwelt ist das von ihm erschienene Werk sein Eigenthum, und sollte es von Niemand vervielfältigt werden, als von ihm, so müßte

die Gabe, es zu vervielfältigen, ihm eben so ausschließend angehören, als die Gabe, es hervor zu bringen. Und so lange also ein Schriftsteller nicht im ausschließenden Besitz der Kunst zu drucken ist, so lasse er sich nicht in den Sinn kommen, erlangen zu wollen, was nur weiland Faust und Gutenberg, wären sie Schriftsteller gewesen, hätten erlangen können. Er ergebe sich vielmehr geduldig in sein Schicksal, und schreibe, wenn die Werke, die er drucken läßt, Jeder, der es für gut findet, wieder druckt, das Unheil bloß dem Umstand zu, daß die Kunst zu drucken für Niemand ein Geheimniß ist. Es ist gar nicht die Frage von einem Unrecht, das der Nachdrucker an dem Schriftsteller begeht, sondern von einem Recht an gewiße Zeichen, das dieser ihm aus dem sonderbaren Grunde entziehen will, weil er sich eben dieser Zeichen bediente, um eine Geburt seines Gehirns in der Welt erscheinen zu lassen. Wer darf es wagen, dieser Anmaßung das Wort zu reden? Und wenn also schon aus diesem Grunde jeder Nachdrucker auf die Frage, warum er nachdrucke, keine andere, als folgende Antwort gibt: Ich drucke nach, weil — es mir so beliebt, und weil — das Drucken mein Handwerk ist, und weil — ich Papier, Druckerpressen, Druckerschriften und Druckerschwärze besitze: so sagen Sie mir, mein

Freund! ob der Mann nicht vollkommen Recht hat?

Wenn aber, mein bester Jonathan! in dem freyen Gebrauch der Buchstaben und Wörter, und also in dem Recht zu drucken überhaupt; auch das Recht, jedes gedruckte Buch wieder zu drucken, begriffen ist, und wenn aus eben diesem Grunde der Verfasser eines Buchs kein Recht haben kann, den Nachdruck desselben zu verbiethen, wie kann dieses Recht vollends gar von dem bloßen Verleger angesprochen werden? Die Antwort gibt sich von selbst. Lassen Sie uns aber zum Überflusse ein wenig näher untersuchen, welche Beschaffenheit es mit dem sogenannten Verlagsrecht hat, auf welches die Buchhändler und ihre Wortführer so sehr pochen. Ich habe, sagt der Verleger, die Handschrift des Schriftstellers gekauft. Gut. Aber, versetzt der Nachdrucker, was geht mich dieser Handel an? Ob ihm der Verfasser sein Werk verkaufte, oder ob er es ihm zum Geschenk machte, das einzige Recht, das er in einem wie in dem andern Falle vor mir und jedem Andern erlangen konnte, war das Recht, die Zeichen, aus welchen das Buch zusammen gesetzt ist, als ein Geistes-Erzeugniß dieses oder jenes Schriftstellers, mit oder ohne den Nahmen des Urhebers, in die Welt zu schicken. An der Ausübung dieses Rechts

habe ich ihn nicht gehindert, und konnte ich ihn nicht hindern, und ist es also nicht eine ungeheure Anmaßung, daß er mir verbiethen will, mein Papier mit denselben Zeichen zu schwärzen. mit welchen er das seinige geschwärzt hat? Der Umstand, daß sein Recht ihn Geld kostete, kann dem meinigen, welches offenbar ein ganz anderes ist, als das seinige, keinen Eintrag thun. Wie sollte überhaupt ein Vertrag, den Zwey mit einander schließen, einem Dritten eine Verbindlichkeit auflegen, oder gar ein ihm zustehendes Recht entziehen können? Mag auch die Ausübung desselben die Vortheile des Vertrags schmälern, oder gar vernichten, es hört darum nicht auf, Recht zu seyn. Daß aber in unserem Falle der Nachdruckende der Dritte ist, dessen Recht durch den Vertrag zwischen Schriftsteller und Verleger beeinträchtigt würde, sobald dieser Vertrag ihn in dem freyen Gebrauch der Schriftzeichen beschränkte, erinnern Sie sich, mein bester Freund! aus meinem vorigen Briefe.

Leben Sie wohl, und sparen Sie keine Waffen in dem Kampfe gegen mich. Was ist wahr, und was ist recht? und nicht, wer gewinnt? ist die Frage.

Dritter Brief.

Es gibt seltsame Gegner, mein bester Jonathan! Man schmeichelt sich, sie zum Schweigen gebracht zu haben, aber ehe man sichs versieht, fangen sie wieder zu reden an, wenn gleich ihr Reden kein sehr vortheilhaftes Zeugniß für ihr Denken ablegt. Wie, sagen z. B. die Buchhändler und ihre Sachwalter, wenn man ihnen zeigt, daß Jeder ein natürliches Recht hat, wieder zu drucken, was ein Anderer vor ihm druckte, der Nachdruck, der uns so ungeheuren Schaden zufügt, sollte kein Unrecht seyn? Also, Ihr guten Leute! was Euch schadet, ist unrecht? Warum duldet Ihr es bey diesem Grundsatze, daß wenn Drey Eurer Zunft an Einem Orte leben, sich noch ein Vierter zu ihnen gesellt? Dieser Vierte schadet ja offenbar dem Gewerbe von jenen, und sie müßten also das Recht haben, ihn so gut als den Nachdrucker einen Dieb zu schelten. Noch mehr. Nach demselben Grundsatze dürfen Kinder ihrer Mutter verbiethen, ihnen noch mehrere Geschwister zu geben, weil jedes später geborene Kind das Erbtheil der früher geborenen schmälert, und diesen also schadet.

Also nicht darum, weil Jemand beweisen kann,

er leide Schaden durch mich, bin ich strafbar. Ist meine Handlung an sich nicht widerrechtlich und gesetzwidrig, so gehen die Folgen, die sie etwa für einen Andern hat, mich Nichts an, und so lange man also nicht das unbedingte Unrecht des Nachdrucks beweist, so lange hat man durch den Beweis, daß Einzelne durch ihn zu Schaden kommen, Nichts gewonnen. Er ist kein Unrecht, weil er Einigen schadet, sondern er darf Niemand schaden, wenn er ein Unrecht ist. Oder mit andern Worten. Wenn die Buchhändler-Logik sagt: Der Nachdruck schadet uns, also ist er ein Unrecht, so kehrt die ächte den Satz um, und sagt: Der Nachdruck ist kein Unrecht, und also kann auch Euren Klagen, daß er Euch schade, kein Gehör gegeben werden.

Fragen Sie aber zum Überfluß, mein bester Jonathan! den Verleger eines Buchs, auf welche Art denn eigentlich der Nachdruck ihm schade. Was wird er antworten? Der Nachdrucker, wird er sagen, verkauft seine Waare, und da seine Preise wohlfeiler sind, als die meinigen, so macht er die Käufer von mir abwendig. Hier haben wir es. Also merken Sie es wohl, mein Freund! nicht im Nachdrucken, sondern im Verkaufen des Nachdrucks soll das Unrecht liegen. Haben Sie aber in Ihrem Leben gehört, daß Verkaufen an sich ein Un-

recht ist? Wird der Dieb gestraft, nicht weil er gestohlen, sondern weil er die gestohlene Waare verkauft hat? Verkaufen darf in der Regel Jeder jede Sache, in deren Besitz er ist. Am wenigsten kann der Preis der verkauften Waare in Betrachtung kommen, und folgender Satz, mein Freund! ist also unumstößlich: Wäre der Nachdruck ein Unrecht, so könnte er es einzig und allein durch den Verkauf der nachgedruckten Bücher werden. Nun ist aber das Verkaufen an und für sich unbedingt die unschuldigste und erlaubteste Sache von der Welt, und also kann auch eine Handlung, die bloß unter der Bedingung des Verkaufs dieser oder jener Waare zum Unrecht werden könnte, niemahls ein Unrecht seyn. Wie könnte eine Handlung, die vorhin kein Verbrechen ist, durch eine andere gleich unschuldige zum Verbrechen werden?

Endlich kann man auch noch von dem Buchhändler, wenn er klagt, daß das Verkaufen des Nachdruckers seinen Absatz vermindere, den Beweis verlangen, daß ein Buchhändler ein Recht an die Leute habe, die allenfalls den Preis für seine Ausgabe bezahlen würden, wenn kein wohlfeilerer Nachdruck vorhanden wäre. Steht es ihnen nicht frey, zu kaufen, oder nicht zu kaufen? Und wo ist also das Unrecht, wenn der Nachdrucker sie zu seinen

Kunden macht? Aber wenn der Nachdrucker nicht wäre, würden sie bey mir kaufen, sagt der Verleger. Es sey. Aber wenn Du kein Recht hast, zu fordern, daß sie bey Dir kaufen, so geschieht Dir auch durch das Verkaufen des Nachdruckers kein Unrecht. Er beraubt Dich, da er Jedem die Freyheit läßt und lassen muß, ob er bey Dir oder bey ihm kaufen will, so wenig eines Rechts, als einer Sache.

Nicht besser als um den Beweis, daß der Nachdruck wegen des Schadens, den ein Verleger durch ihn leidet, ein Unrecht sey, steht es um den Beweis des Schadens selbst. Oder wollen Sie, mein Bester! etwa beweisen, daß ein Käufer des Nachdrucks auch die ächte Ausgabe gekauft haben würde, wenn jener nicht vorhanden gewesen wäre? Wahrlich, in diesem Falle können Sie mehr als alle Schwarzkünstler, und ich fordere auf der Stelle den Beweis des Satzes von Ihnen, daß ein Mensch, der einen Thaler in der Tasche hat, nothwendig auch drey darin haben müße.

Die Aufgabe ist, wie Sie sehen, nicht leicht, und um Ihnen also Zeit zu lassen, Ihren Scharfsinn an ihr zu üben, breche ich hier ab.

Vierter Brief.

Wäre, mein theuerster Freund! das Recht, ein gedrucktes Buch wieder zu drucken, auch kein natürliches Recht, so würde es wenigstens von jedem Käufer eines Buchs durch den Kauf erworben werden. Ein Buch geht doch unstreitig, wie jede andere Waare, in das Eigenthum des Käufers über. Und welches Recht kann also der Verkäufer noch an die veräußerte Waare ansprechen? Das Buch ist einmahl mein Eigenthum, und wenn man also nicht den Begriff des Eigenthums zu einem bloßen Wortspiele machen will, so muß mir das Recht, es nachzudrucken, eben so gut zustehen, als das Recht, es abzuschreiben, es zu lesen und Andere lesen zu lassen. In einem wie in dem andern Falle geschieht nichts weiter von mir, als daß ich von meinem Eigenthum einen Gebrauch mache, den sein Wesen zuläßt. Ich darf freylich mit einem gekauften Messer weder den Verfertiger, noch sonst Jemand todtstechen, und eben so wenig darf ich auf einer Leiter darum als Dieb den Leuten in die Häuser steigen, weil ich sie gekauft habe. Aber ich darf mich des Messers und der Leiter zu jeder Handlung, sie mag auch noch so sehr dem besondern Vortheile des

Messerschmieds und des Leiternmachers entgegen stehen, wenn sie nur nicht, wie Mord und Diebstahl, ein Verbrechen ist, bedienen.

Bey dieser Gelegenheit, mein theuerster Jonathan! muß ich mit einigen Worten eines gar seltsamen Mittels gedenken, welches einige Buchhändler gegen den Nachdruck zu erfinden, sinnreich genug waren. Es soll nähmlich nach ihrem Vorschlage kein Buch mehr von dem Verleger abgegeben werden, ohne daß jeder einzelne Käufer sich ausdrücklich zu der Bedingung versteht, es nicht nachzudrucken. Was sagen Sie zu diesem Einfalle, bester Jonathan? Werden Sie nicht, so wenig Sie auch gesonnen sind, sich jemahls in die Zunft der Nachdrucker zu begeben, auf der Stelle den Laden des Buchhändlers verlassen, der unbescheiden genug ist, Sie in dem Gebrauch einer Waare, die Sie ihm mit ihrem guten Gelde bezahlen müßen, noch beschränken zu wollen? Bin ich denn ein Nachdrucker? werden Sie sagen, und wenn ich keiner bin, warum soll ich mir eine Bedingung vorschreiben lassen, die höchstens bey jenem einen Zweck hätte? Warum laßt Ihr nicht lieber vollends gar Jeden, der ein Buch von Euch kauft, auf die Bibel schwören, damit er es doch ja nicht nachdruckt? Und wie reimt sich diese Vorsichts-Maßregel mit Eurer Behauptung, daß die Nach-

drucker Diebe wären? Wem ist es noch eingefallen, mit einem Dieb einen förmlichen Vertrag abzuschließen, daß er ihn — nicht bestehlen möchte? Und gesetzt, der ungereimteste aller Einfälle ließe sich ausführen, was würden die Buchhändler gewinnen? Die eingegangene Bedingung, nicht nachzudrucken, kann unmöglich auf der Sache, nähmlich dem Buche, sondern muß allein auf der Person, nähmlich dem Käufer, ruhen, und was kümmert sie also einen Besitzer, der das Buch nicht unmittelbar vom Buchhändler, sondern aus der zweyten Hand empfing? Oder ist etwa ein Buchhändler verkehrt genug, das Gegentheil, und also zu behaupten, ein Vertrag, den Peter mit dem Paul schloß, müße auch von Hans und Caspar, und überhaupt nicht nur von allen jetzt lebenden Adamssöhnen, sondern selbst von ihren noch ungeborenen Nachkömmlingen gehalten werden? Doch die Buchhändler selbst haben längst anerkannt, daß dieser Einfall ihnen kein Heil bringe. Wie hätten sie sonst, wenn es um den Nachdruck zu verhüten, bloß einer Bedingung beym Bücherverkauf bedürfte, erst den Wiener-Kongreß, und jetzt den Frankfurter Bundestag um ein Verboth desselben zu beschwören gebraucht?

Noch seltsamer ist es, wenn der Verleger des Conversations-Lexikons, der gegenwärtig am mei-

sten und mit dem meisten Unrecht gegen Nachdruck lärmt, dem Käufer eines Buchs, weil er ihm doch das Eigenthum desselben nicht abzusprechen wagt, zwar das Recht, es nachzudrucken, zugesteht, aber das Recht, den Nachdruck zu verkaufen, weil nach seiner Behauptung dieser Verkauf dem Verleger schadet, mit dürren Worten ihm abspricht. Ich habe also ein Eigenthum, das kein Eigenthum ist, weil ein Buchhändler in Leipzig das Recht hat, mir den Verkauf desselben zu verbiethen. Verschenken darf ich dieses mein Eigenthum aus dem nähmlichen Grunde, aus welchem mir das Verkaufen verwahrt ist, ohne Zweifel ebenfalls nicht. Sollte nicht dem Herrn Brockhaus Jeder, der ihm schuldig ist, seine Schuld bloß unter der Bedingung bezahlen, daß er das empfangene Geld nicht wieder ausgebe? Es ist im Ernst kaum glaublich, in welche ungeheure Widersprüche sich die Leute verwickeln, die sich in den Kopf gesetzt haben, die Welt glauben zu machen, Weiß sey schwarz. Übrigens kann es nicht anders, als mir Freude machen, daß Herr Brockhaus selbst in aller Unschuld von dem alle seine Ansprüche auf einmahl zernichtenden Satze meines vorigen Briefs ausgeht, daß der Nachdruck nur durch Verkaufen, und also durch eine an und für sich unbedingt erlaubte Handlung zum Unrecht werden könnte.

Eben dieser Verleger möchte gern den bekannten Artikel der Bundesacte wegen des Nachdrucks als ein Meduſenhaupt gebrauchen, um ſeine Gegner zu verſteinern. Aber das Geſetz zu Gunſten ſeiner Sache ſoll ja erſt gegeben werden, und beſteht alſo noch nicht, und der Bundesverſammlung, welche den Gegenſtand zu berathen hat, muß doch, wenn der Erfolg ihrer Berathſchlagungen den Forderungen der Buchhändler nicht entſpricht, nothwendig das Recht zuſtehen, nach Maßgabe ihrer Überzeugung zu beſchließen. Ihr iſt freylich aufgetragen, ſich mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck zu beſchäftigen. Aber wenn ſie nun findet, daß dieſe Sicherſtellung durch ein Verboth des Nachdrucks ein an dem ganzen Publikum begangenes entſchiedenes Unrecht wäre? Oder haben Schriftſteller und Verleger das Recht zu verlangen, daß ihre Behauptungen ſelbſt von einer die ganze deutſche Nation vertretenden Verſammlung blindlings und ohne alle Prüfung für unumſtößlich angenommen werden? Der Verleger des Converſations-Lexikons iſt freylich der Mann, dem ein Anſpruch dieſer Art nichts weniger als widerſinnig erſcheint. Aber zum Glück beſteht die Bundesverſammlung nicht aus Buchhändlern, und ſie

wird also ohne Zweifel beschließen, nicht, was Herr Brockhaus will, daß recht sey, sondern was recht ist.

So ekelhaft übrigens das ewige Lied dieses sich nicht wenig aufblähenden Buchhändlers gegen den Nachdruck ist, so lieblich klingt es, laut seines literarischen Wochenblatts, den Ohren des berühmten Herrn v. Kotzebue, der, wie über alle nur möglichen Dinge, also auch über diesen Gegenstand, sein Wort mitzusprechen nicht ermangelt, und sich zum Beweise, daß die Nachdrucker Diebe sind, auf den Reim:

„Was Du nicht willt, das Dir geschieht,
Das thu' auch einem Andern nicht«

und — auf seine dreyzehn Kinder beruft.

Genug für heute, mein liebster Freund! sage ich, und beurlaube mich mit dem Wunsche von Ihnen, daß Sie nicht sagen: Genug für immer!

Fünfter Brief.

Nach dem Gesichtspunct, aus welchem wir, mein bester Jonathan! die Klagen der Schriftsteller und ihrer Verleger gegen den Nachdruck bisher be-

trachtet haben, sind wir berechtigt, diese Klagen mit folgenden Worten auszudrucken:

1) Man verbiethe den Nachdruck, weil wir durch ihn einen Schaden leiden, dessen Beweis auf der Behauptung, daß dieselbe Waare, die für einen wohlfeilen Preis Abnehmer findet, eben so gut auch für einen theuren hätte verkauft werden können, beruht, und also — eine wahre Unmöglichkeit ist;

2) Man verbiethe den Nachdruck, damit nicht von Leuten, die unsere ächte Ausgabe vielleicht kaufen würden, die nachgedruckte gekauft werden kann, ungeachtet wir weder an reiche, noch an arme Käufer der geringsten Anspruch haben, und das Kaufen bey uns, wie beym Nachdrucker, eine ganz ungewiße Sache ist;

3) Man verbiethe den Nachdruck, weil uns ein Recht zusteht, den Leuten, die unser Buch in der ächten Ausgabe nicht zu bezahlen vermögen, das Kaufen desselben überhaupt zu verwehren.

Was ist ungereimt; wenn diese Ansprüche es nicht sind, und was ist ungerecht, wenn ein Verboth des Nachdrucks es nicht ist?

Noch lassen Sie mich mein Freund! eines Widerspruchs der über den Nachdruck schreyenden Buchhändler gedenken. Warum eifern nähmlich die gu-

ten Leute nicht eben so sehr gegen die Lesegesellschaften, gegen die Leihbibliotheken, und überhaupt gegen Jeden, der ein gekauftes Buch einem Freunde leiht, als gegen die Nachdrucker? Vermindert der Nachdruck, nach ihrer Behauptung, die Käufer ihrer Ausgabe, so vermindert ja die Gelegenheit, ein Buch zu lesen, ohne es zu kaufen, die Käufer überhaupt, und das Eine kann unmöglich ein Unrecht seyn, ohne daß das Andere es auch ist. Indem aber die Buchhändler sich nicht getrauen, die ihren Absatz vermindernden Bücherverleiher, so sehr ihnen auch besonders diejenigen, die das Verleihen sogar unentgeldlich treiben, ein Dorn im Auge seyn mögen, zu belangen, so frage ich, ob sie nicht offenbar durch dieses Unterlassen selbst stillschweigend einräumen, daß eine Verminderung des Absatzes ihrer Verlagswerke ihnen noch kein Recht zur Klage gibt, und daß sie den Nachdrucker nur antasten, nicht, weil sie ihn für schlimmer halten, als ihre übrigen vermeinten Brotdiebe, sondern weil sie mit einem einzeln stehenden Nachdrucker leichter fertig zu werden hoffen, als mit zahllosen Lesegesellschafts-Mitgliedern und Bücherverleihern? Im Ernste. Wenn die Buchhändler dem Vorwurfe des Widerspruchs in ihren Grundsätzen entgehen wollen, so müßen sie nothwendig Jeden einen Dieb schelten, der ein blo-

ßer Leser eines Buchs, und nicht zugleich der Käufer desselben ist, und aus gleichem Grunde können die Regierungen den Nachdruck nicht verbiethen, ohne ihr Verboth auf den Gebrauch der Bücher überhaupt für Jeden, der sich nicht mit dem Verleger abgefunden hat, auszudehnen.

Ich bin, mein guter Jonathan! unsers Streits ungeachtet, doch Ihr beständiger Freund, David.

Sechster Brief.

Also auch bey Ihnen, mein bester Jonathan! erfährt die Wahrheit ihr gewöhnliches Schicksal, indem sie bloß ihren Unwillen reizt, ohne Sie zu überzeugen? Voll von diesem Unwillen fragen Sie mich, was bey meinen Grundsätzen aus der Geistesbildung, was aus den Schriftstellern, und was endlich aus dem Buchhandel werden soll. Ich könnte Ihnen kurz antworten: Fiat justitia, et pereat mundus! Ist es wahr, was ich ewig behaupten werde, daß nur eine Willkühr, bey welcher man am Ende, trotz aller Unschuld, auch seines Kopfs nicht mehr sicher wäre, den Nachdruck verbiethen kann, so möchte es meinetwegen um alle Geistesbildung,

um alle Schriftsteller und um alle Buchhändler geschehen seyn, ehe ich diesem Verboth das Wort spräche. Aber zum Glück kann durch das Recht nicht das Gute, sondern nur das entschiedene Unrecht zu Grunde gehen, und wir können also, da es Nichts als entschiedene Gerechtigkeit ist, wenn man den Schriftstellern und Buchhändlern ihr Begehren, den Nachdruck zu verbiethen, rund abschlägt, über die Folgen ganz ruhig seyn. Müßten wir doch, wenn der Nachdruck ein so schreckliches Übel wäre, als seine Gegner die Welt gern bereden möchten, die verderblichen Folgen desselben, da er schon seit Jahrhunderten besteht, längst erfahren haben. Aber, ist es nicht zum Erstaunen? je größer das Schreyen gegen den Nachdruck wird, desto mehr häuft sich der Überfluß der Bücher. Der Buchhändler Göschen, in Leipzig, z. B. indem er sich über die Carlsruher Nachdrucker von Wielands Werken, die, im Vorbeygehen gesagt, keine Diebe, aber was die Richtigkeit des Drucks betrifft, desto liederlichere und unverschämtere Sudler sind, und als solche von ihren Käufern den Vorwurf des Betrugs mit Recht verdienen, Herr Göschen also, indem er sich über den Nachdruck der Wielandischen Werke beklagt, druckt eine neue Ausgabe derselben, die wahrlich nicht wohlfeil, und selbst gegen Vorauszahlung drey

Mahl theurer ist, als der Nachdruck, und zum Beweise, daß es nicht an Leuten fehlt, die eine ächte Ausgabe dem ungleich wohlfeilern Nachdrucke vorziehen, doch Käufer findet. Und eben so erklärt der Verleger des Conversations-Lexikons, indem er eine fünfte Ausgabe ankündigt, ohne Zurückhaltung, daß alle Exemplare der vorigen Auflagen vergriffen seyen. Wo ist auch nur der mittelmäßigste Schriftsteller, der ein Werk verschenken müßte, weil kein Buchhändler es ihm für Geld abnehmen will? Und was soll man also auch in dieser Beziehung von dem Geschrey über den Nachdruck denken? Lassen Sie aber, mein Freund! auch erfolgen, was nicht erfolgen wird, lassen Sie die Buchhändler aufhören, den Schriftstellern ihre Handschriften abzukaufen, werden wir darum ärmer an guten Büchern werden? Sie fürchten es, und ich antworte: Wie? Der Bogenlohn der Buchhändler sollte es seyn, von welchem die Schriftsteller überhaupt, und die guten insbesondere sich an ihr Schreibepult fesseln lassen? Und es wäre also ein Mährchen, was bisher die ganze Welt gutmüthig glaubte, daß z. B. die Dichter nur durch himmlische Begeisterung, daß sie nur durch neunfache Musen-Eingebung selbst gegen ihren Willen zu ihrem Gesange hingerissen werden? Nicht die Liebe zu dieser oder jener Wissen-

schaft, oder Kunst, nicht die Begierde, Wahrheiten zu verbreiten, Irrthümer und Vorurtheile auszurotten, die Schönheit der Tugend anzupreisen, und das Laster in seiner Häßlichkeit darzustellen, um Liebe für jene, und Haß gegen dieses zu erwecken, mit einem Wort, nicht die Begierde, durch die Vorzüge ihres Geists und durch ihren Reichthum an Kenntnissen die Welt zu belehren und zu ergezen, sondern schnöder Durst nach Gold sollte die edelsten, weisesten und geistreichsten Männer bewegen, ihr Licht in gedruckten Schriften vor der Welt leuchten zu lassen? Das lohnende Bewußtseyn, Gutes zu wirken, und der Dank und der Beyfall der Zeitgenossen, kurz, der lockende Silberton des Ruhms sollte dem Klange eines Geldbeutels weichen, und die Unsterblichkeit, dieser große, des Schweißes der Edlen werthe Gedanke sollte seine ganze Kraft verlieren, weil Buchhändler, die sonst für manches Buch wenig mehr als Nichts bezahlten, jezt aus Furcht vor dem Nachdruck wirklich gar Nichts mehr dafür bezahlen? Wer darf es wagen, einen Mann, der vom Himmel den Beruf erhielt, ein Lehrer seiner Brüder zu seyn, durch eine Besorgniß wie diese zu lästern? Ist es nicht weltkundig, welchen armseligen Lohn Gellert von seinem Verleger, der von dem Gewinn seiner Werke Schätze auf Schätze häufte, empfing? Und doch wur-

de der Mann, trotz dieses schnöden Lohns, und trotz seines siechen Körpers, nicht müde, seine Schriften, die ihm die Welt nie genug verdanken kann, zu vermehren. Wahrlich, wer eine so niedrige Seele besitzt, daß er den Musen nur für ein Buchhändler-Trinkgeld huldigt, verdient ganz aus ihrem Tempel gestoßen zu werden. Und wie sollte der Geist in ihm wohnen können, ohne welchen es unmöglich ist, Werke hervorzubringen, deren Verlust die Welt wirklich zu beklagen Ursache hätte? Freylich wird durch das Entziehen des Buchhändler-Solds den Schriftstellern vom Handwerk — das Handwerk gelegt. Aber was verliert die Welt an den Schriftstellern vom Handwerk? Und hat man also nicht Ursache, über diese Folge des Nachdrucks sich zu freuen, statt über sie zu klagen?

Der Nachdruck wird uns also, da die guten Schriftsteller, wenn sie gleich von den Buchhändlern Bezahlung annehmen, doch nicht der Bezahlung wegen schreiben, und die schlechten nicht leicht nachgedruckt werden, weder um jene bringen, noch von diesen befreyen, und das Gespenst, mit welchem man uns zu schrecken sucht, verschwindet, sobald man ihm ins Angesicht leuchtet.

Die Fortsetzung dieser Betrachtungen, mein Freund! an welche sich zugleich die Erörterung der Frage: Welches ist das Verhältniß des Schriftstel-

lers zum Publikum? anschließt, lassen Sie mich einem neuen Briefe vorbehalten.

Siebenter Brief.

Der Schriftsteller, mein bester Jonathan! soll also nach meinen Grundsätzen nach einem bessern Lohn, als dem Buchhändler-Solde streben. Es ist mir immer in einem hohen Grade zuwider gewesen, wenn ich selbst geistreiche Schriftsteller aus Gelegenheit des Nachdrucks über Schmälerung ihrer Leibesnahrung klagen hörte, und waren die Klagenden vollends aus der dichtenden Zunft, so konnte ich es dem prosaischen Pöbel, über den ich mich sonst so oft ereiferte, weniger verargen, daß in seiner Sprache Poet und Hungerleider von gleicher Bedeutung sind. Was würde man sagen, wenn man die Predigten, die man in der Kirche hört, bezahlen müßte? Freylich besoldet der Staat die Schriftsteller nicht, wie die Prediger. Aber dafür sind sie freywillige Prediger. Und wie sehr vergessen sie also, was sie sich selbst schuldig sind, wenn sie mitten in der Ausübung ihres edlen Berufs unaufhörlich gierige Hände nach ihrem Lohn ausstrecken! Verbie-

thet aber dem Schriftsteller seine Würde, ein Geschrey gegen den Nachdruck zu erheben, so verbiethet es ihm noch mehr der Zweck seines Schreibens. In der That, die Leute, die sich mit Geisteswerken beschäftigen, müßen entweder gestehen, daß bey ihrem Schreiben der Wunsch, durch die allgemeine Verbreitung ihrer Gedanken sich um die Welt verdient zu machen, und zugleich die größte Menge der Leser und Bewunderer zu zählen, nur eine Nebensache sey, oder sie müßen aufhören, den Mann für ihren Todfeind zu halten, dessen Bemühungen sie es hauptsächlich zu danken haben, wenn ihnen das schönste Los der Schriftsteller, ihre Werke fast in allen Händen zu sehen, zu Theil wird. Wer ist es, als der Nachdrucker, der sein Haupt nicht sanft legt, bis er den ärmsten Teufel in den Stand gesetzt hat, dieses oder jenes vortreffliche Werk sich anzuschaffen? Und diesen Mann belegt der Verfasser des Werks mit allen möglichen Schmähungen, und will gar, daß der Henker ihm das Handwerk lege! Im Ernst, mein Freund! Noch ist es nicht der höchste Grad des Unsinns, wenn ein Schriftsteller gegen die Leute wüthet, die seine für alle Welt geschriebene Weisheit auch in aller Welt verbreiten, und eben dadurch die eigentlichen Gründer seines Ruhms werden? Wer kann sich des Lachens erwehren, oder vielmehr wer

denkt nicht, der Mensch habe den Verstand verloren, wenn er einen Schriftsteller zum Nachdrucker sagen hört: Spitzbube! Du bist schuld, daß alle Welt mich liest, und daß ich von Großen und Kleinen, von Reichen und Armen bewundert und gepriesen werde! Und was soll man vollends von den armseligen Buchmachern sagen, die gar nicht aufhören, gegen den Nachdruck zu sprechen, obgleich an den Geburten ihrer hohlen Köpfe kein Nachdrucker sich vergreifen kann, wenn er nicht von aller Welt statt für einen Dieb, für einen Tropf, oder gar für einen Dieb an sich selbst erklärt werden will?

Bey dieser Veranlassung kann ich die Rolle nicht mit Stillschweigen übergehen, welche einst Wieland, nicht zu seinem Ruhm, in Sachen des Nachdrucks spielte. Er ließ eine Vertheidigung desselben, die ihn zum Verfasser hatte, im deutschen Merkur abdrucken. Einige Buchhändler lärmten, und Wieland, statt über die Schreyer zu lachen, trug kein Bedenken, den Aufsatz ungefähr mit dem nähmlichen Recht für Ironie zu erklären, mit welchem er seinen neuen Amadis ein ernsthaftes Gedicht hätte nennen können. Er vergaß also aus Furcht vor zwey oder drey habsüchtigen Buchhändlern seine Würde so sehr, daß er seine öffentlich bekannte Überzeugung öffentlich abläugnete. Er ließ sich eine un-

widerlegliche Wahrheit reuen, und sagte statt ihrer eine Unwahrheit, die jedes Kind mit Händen greifen kann. Übrigens ist gerade diese Geschichte ein Triumph für den Nachdruck. Warum mußte Wieland seinen Ernst für Spaß erklären, als weil man seine Gründe unwiderleglich fand?

Leben Sie wohl, mein theurer Jonathan! und erwarten Sie in meinem nächsten Briefe meine Meinung über den sogenannten Schriftsteller-Ehrensold als über einen Punct, der bey dem Streit über den Büchernachdruck nur ein gar zu großes Gewicht hat.

Achter Brief.

Wenn ich, mein liebster Jonathan! es für unwürdig erkläre, wenn dem Schriftsteller der Ehrensold lieber ist, als die Ehre, die Freude am Gold lieber, als die Freude, Vielen zu nützen, und Viele zu vergnügen, so würde man mich ganz unrecht verstehen, wenn man glaubte, ich finde es überhaupt unter der Würde des Schriftstellers, für sein Werk Bezahlung anzunehmen. Ich habe auf der Welt Nichts dagegen, wenn große und kleine, wenn die guten, die mittelmäßigen und die schlechten Schrift-

steller bey ihren Nachtwachen das Lampenöhl nicht bloß für den Ruhm und die Unsterblichkeit verbrennen wollen; und das Einzige, was ich von ihnen fordere, ist, daß sie nicht um ihnen ihren Taglohn oder ihren Nachtlohn zu sichern, dem Staate zumuthen, durch ein Verboth des Nachdrucks die natürlichen Rechte Anderer zu kränken. Und hier, mein Freund! gelangen wir zu dem Punct, der uns auf einmahl den Handel mit Geisteswerken, oder eigentlich mit Gedanken in seinem wahren Lichte betrachten lehrt. Ein Buchhändler, z. B. will die Gedanken eines Schriftstellers verkaufen, und hat sich einen Preis von zwey tausend Thalern dafür bestimmt. Die Gedanken sind also die Waare, und zweytausend Thaler sind ihr Preis, und der Eigenthümer, sollte man meinen, werde, wie jeder andere kluge Handelsmann, jene nicht aus seinen Händen lassen, bis er diesen entweder wirklich empfangen, oder wenigstens sich seines Empfangs versichert hat. Ganz anders verfährt aber der Buchhändler. Er hat nähmlich von den Gedanken seines Schriftstellers tausend Abdrücke machen lassen, und dem nächsten besten Käufer verkauft er einen dieser Abdrücke für — zwey Thaler. Hat aber jetzt, mein Freund! dieser Buchhändler seine Waare, von der er behauptete, sie sey ihm für nicht weniger als für zweytausend Thaler

feil, nicht rechtskräftig für zwey Thaler verkauft? Der Umstand, daß er noch neun hundert neun und neunzig Abdrücke von den nähmlichen Gedanken in seinem Laden liegen hat, kann die Sache unmöglich ändern. Ob die Welt tausend Abdrücke des Buchs oder nur Einen erhielt, sie ist in einem wie in dem andern Falle im rechtmäßigen Besitz der gekauften Gedanken, und darf jeden möglichen Nutzen von ihnen ziehen. Wer hat aber jetzt, mein Freund! die Schuld an dem Verlust, über welchen der Buchhändler sich beklagt? Doch wohl Niemand, als er selbst? Wer heißt ihn seine Waare mit einem Leichtsinn verschleudern, der so unglaublich ist, als die Verblendung, mit welcher er die natürlichen Folgen desselben Andern zur Last legt, und die Ungereimtheit, mit welcher er dem Staate zumuthet, ihn gegen eben diese Folgen sicher zu stellen? Nicht Einen Abdruck, insofern er nicht für diesen allein den ganzen Preis erhält, alle tausend Abdrücke seines Buchs muß er zugleich verkaufen, wenn er ihm im Ernst für nicht weniger als für zwey tausend Thaler feil ist. Er müßte also, sagen Sie, mein Freund! die ganze Auflage auf einmahl absetzen? Wie soll er es aber anfangen, um diesen Absatz zu bewerkstelligen? Dafür, mein bester Jonathan! lassen wir den Buchhändler sorgen. Und ist es denn so unen-

hört daß Bücher — auf Unterzeichnung erscheinen, oder mit andern Worten, daß ein Gedankenhändler, wie der Käsehändler und jeder andere Händler, sich des Preises für seine Waare versichert, ehe er sich der Gewalt über sie begibt? In der That, mein Freund! dieser Weg ist Schriftstellern und Buchhändlern von der Natur selbst vorgeschrieben. Ich kann unmöglich dieselbe Sache veräußern, und doch zugleich in meiner Gewalt behalten wollen. Wer ein Geheimniß für sich behalten, oder durch die Mittheilung desselben einen Gewinn machen will, darf es nicht ausplaudern. Was ist aber ein durch den Druck bekannt gemachtes Buch anders, als ein ausgeplaudertes Geheimniß? Ich kann, um die Sache auch noch durch ein anderes Gleichniß zu erläutern, einen Vogel am Faden fliegen lassen, und ihn wieder an mich ziehen. Sind aber Jemands Gedanken einmahl in die Welt geflogen, oder gekrochen, so hat seine Herrschaft über sie für immer ein Ende, und der Schriftsteller, der sich den Werth seines abgetretenen Werks nicht im Augenblicke der Veräußerung vergüten läßt, hat also die Folgen seiner unterlassenen Vorsicht sich selbst beyzumessen. Nicht der Nachdruck muß verbothen werden, weil er den Buchhandel beeinträchtigt, sondern der Buchhandel muß sich ändern, wenn er je nicht neben dem

Nachdruck bestehen kann. Das Letzte ist eben so natürlich und gerecht, als das Erste unnatürlich und ungerecht seyn würde. Und was läßt sich auch mit Grunde gegen den schon so oft mit Erfolg betretenen Weg der Unterzeichnung einwenden? Wer wird nicht auf ein Werk unterzeichnen, an dessen Erscheinung ihm gelegen ist? Nur versteht es sich von selbst, daß der Unterzeichnende überzeugt seyn muß, ohne Unterzeichnung erscheine das Werk gar nicht. Im entgegengesetzten Falle wird es freylich Jeder bequemer finden, die wirkliche Erscheinung des Werks abzuwarten. Die Nimmersatte unter den Buchhändlern, die an ihren Verlagswerken einen ewig wiederkehrenden Gewinn machen wollen, werden freylich auf einer Seite gegen den Weg der Unterzeichnung selbst mit einer Menge Einwendungen auftreten, und auf der andern auch bey dem Gebrauch dieses Wegs doch noch ein Verboth des Nachdrucks fordern. Aber wer wird bey der Frage: Was ist Recht? dem Eigennutz eine Stimme zugestehen? Läßt sich endlich auch in der Regel nur für die bereits vortheilhaft bekannten Schriftsteller ein günstiger Erfolg von dem Wege der Unterzeichnung, weil man auch auf dem Büchermarkte nicht gern eine Katze im Sack kauft, hoffen, so ist dagegen für die wenig oder gar nicht bekannten Schriftstel-

ler die Gefahr des Nachdrucks so gut als gar nicht vorhanden, und hat je Einer oder der Andere eine so vortheilhafte Meinung von seinem Werke, daß er wirklich das Schicksal, wenn nicht der besten, doch der beliebtesten Schriftsteller fürchten zu müßen glaubt, so gibt es ja der Gelegenheiten nur gar zu viele, um eine Probe desselben zur Lockspeise für die bedenklichen Unterzeichner in aller Welt zu verbreiten.

Kann, ich berufe mich auf Ihr Urtheil, mein Freund! ein Vorschlag billiger seyn, als ein solcher, der die Ansprüche aller streitenden Theile befriedigt? Durch den Weg der Unterzeichnung sichern sich Schriftsteller und Verleger ihren rechtmäßigen Gewinn, und durch die Freyheit des Nachdrucks werden nicht nur die Bedürfnisse ärmerer Bücherkäufer befriedigt, sondern es verdient zugleich ein Mensch, der auch leben will, gleichfalls sein Stückchen Brot. Übrigens steht den Buchhändlern neben dem sie gegen den befürchteten Schaden des Nachdrucks deckenden Wege der Unterzeichnung noch ein anderes, gleich sicheres Mittel, ihm völlig zu steuern, zu Gebote, nähmlich das Mittel — wohlfeilerer Preise, für welche sie sich durch größere Auflagen vollkommen entschädigen könnten. Aber das Mittel wird verworfen, weil man es bequemer findet, den-

selben Gewinn durch einen kleinen, als durch einen großen Absatz zu erhalten.

Wenn aber, mein bester Jonathan, Schriftsteller und Verleger es selbst in ihrer Gewalt haben, sich gegen den von ihnen behaupteten, wenn gleich nicht erwiesenen, und wie ich gezeigt habe, schlechterdings nicht zu erweisenden Schaden des Nachdrucks zu sichern, wie kann es ihnen einfallen, noch den Schutz des Staats ertrotzen zu wollen? Hilf Dir selber! ist der natürlichste und der gerechteste Bescheid für alle Klagenden, die sich selber helfen können, und selbst für diejenigen, deren Klagen nicht so grundlos sind, als die Klagen der Buchhändler gegen den Nachdruck. Oder soll die Obrigkeit etwa Jedem eine Schildwache vor sein Haus stellen, der aus Trägheit oder Nachläßigkeit es zu verschließen unterläßt? Was würde man von dem Elephantentreiber sagen, der sein Thier, statt es in einen Kasten zu verschließen, öffentlich über den Markt führte, und die Leute, die sich an dem Anblick desselben ergetzten, ohne ihm ihren Groschen in den Hut zu werfen, Diebe und Spitzbuben schimpfte, und indem er von dem Richter Hülfe gegen sie verlangte, die Ungereimtheit bis zu der Behauptung triebe, die Beschauer hätten ihm seinen Elephanten gestohlen? Oder wer würde den Luftschiffer nicht

für unsinnig erklären, der während er über unsern Häuptern schwebt, allen Leuten, von welchen er nicht für seinen Versuch bezahlt wäre, verbiethen wollte, in die Höhe zu blicken? Diese unsinnigen Ansprüche machen aber alle gegen den Nachdruck eifernde Schriftsteller und Buchhändler, statt daß sie dem Beyspiele des klügern Luftschiffers folgen sollten, der vor allen Dingen sich seines Lohns versichert, ehe er sich, gleich unsern himmelan fliegenden Poeten, zur Ergetzung seines Publikums in höhere Regionen erhebt. Im Ernst. Sind die Nachdrucker Diebe, so sind die von ihnen Bestohlenen die einfältigsten Leute von der Welt, und wahrlich, bester Jonathan! gäbe es sonst keinen Grund gegen ein Verboth des Nachdrucks, so wäre es an dem einzigen genug, daß er weder Schriftsteller noch Verleger hindert, ihre Waare unterzubringen. Machen beyde übertriebene Forderungen an das Publikum, so ist es ihre Schuld, wenn dieses sich mit ihnen nicht einlassen will. Da zugleich die Buchhändler unaufhörlich ihre unmäßigen Bücherpreise mit dem Nachdruck entschuldigen, so können sie bey dem Wege der Unterzeichnung, durch welchen ja der Nachdruck beseitigt wird, sich von dieser Seite um so billiger finden lassen, und in demselben Grade sich desto mehr Abnehmer versprechen.

Also mein Freund! wenn wir die Sache auch von Seiten des schriftstellerisch-kaufmännischen Vortheils betrachten, ist und bleibt unbedingte Freyheit der Presse die Losung. Wenn ein Schriftsteller, der den Völkern sein Evangelium predigen will, seinem edlen Zwecke jedes Opfer zu bringen verbunden ist, und wenn man von einem Liebling der Musen mit Recht fordert, daß er keine Krämer-Seele sey, so kann man Schriftstellern und Verlegern ihr Geschrey gegen den Nachdruck um so weniger verzeihen, da man nicht einmahl ein Opfer von ihnen fordert. Mögen auch sie ihren Handel treiben, wie Andere. Der Staat wird ihnen gleichen Schutz mit allen seinen übrigen Bürgern angedeihen laßen. Aber er würde die Gerechtigkeit verletzen, wenn er ihnen, indem er ihrem trotzigen Verlangen, den Nachdruck zu verbiethen, nachgäbe, mehr Rechte als diesen zugestände. Übrigens könnte man, was die Schriftsteller insbesondere betrifft, auch noch fragen, seit wenn das Bücherschreiben unter die ordentlichen Gewerbe gehöre, und also auf Rechte Anspruch machen könne, die der Staat nur diesen zugestanden habe? Man weiß wenigstens bis jetzt noch Nichts von einer Steuer, oder sonst einer Auflage, mit welcher die Büchermacher sich diese Rechte erworben hätten.

Ich finde überhaupt die Schriftsteller auch in

dem Umstand, daß sie ein unbedingtes Recht an ihre Erfindungen ertrotzen wollen, anmaßender, als andere Leute, die auch, und zwar mit nicht weniger Geistes-Anstrengung, als irgend ein Buchmacher, erfinden. Welchem Baumeister, z. B., ist es noch eingefallen, den Mann einen Dieb zu schelten, der ihm ein Haus, oder einen Tempel so getreu nachgebaut hat, als jemahls ein Nachdrucker ein Buch nachdruckte? Der Erfinder der künstlichsten Maschine wehrt es keinem Menschen, sie nachzumachen, so lange kein Patent, dessen Ertheilung übrigens nach meinen Grundsätzen mit den Grundsätzen des Rechts unvereinbar ist, ihn berechtigt, es ihm zu wehren. Faust und Guttenberg wurden zwar nicht nachgedruckt, aber nach ihnen wird noch bis auf den heutigen Tag gedruckt. Und wie würde es um das Bücherdrucken überhaupt beschaffen seyn, wenn die Erfinder desselben das ausschließende Recht an ihre Erfindung sich und ihren Erben hätten vorbehalten wollen?

Ich schließe diesen Brief mit der kühnen, aber zuversichtlichen Hoffnung, daß Sie, mein Freund! in Kurzem sich mit mir völlig in dem Glauben vereinigen werden, daß weder Kaiser, noch Könige, noch Bundestage das Recht haben, nach dem ungestümen Begehren der Leute, die Bücher schreiben,

und der Leute, die mit Büchern handeln, den Nachdruck zu verbiethen, und daß sie durch das Verboth, wenn sie wider Verhoffen es sich abtrotzen, oder abschmeicheln ließen, statt einem vermeinten Unheil zu steuern, ein wirkliches stiften würden. Doch eine Sorge dieser Art ist eitel. Es wird auch in Sachen des Nachdrucks so gewiß beym Alten bleiben, als durch die Veränderung weder für die Literatur, noch für die Schriftsteller, und kaum für die Buchhändler ein Gewinn zu hoffen wäre. Hänge man aber auch meinetwegen den zehn Gebothen noch das eilfte: Du sollst nicht nachdrucken! da es doch unter dem siebenten nicht begriffen ist, an, ich wette den Ehrensold, den der beste Schriftsteller von dem freygebigsten Buchhändler für ein ganzes Alphabet erhält, das neue eilfte Geboth wird weder mehr noch weniger gehalten werden, als die ältern zehn.

Neunter Brief.

Jetzt, mein theurer Jonathan! nachdem wir den Nachdruck von der Seite des Rechts sowohl, als von der Seite seines Einflusses auf die Literatur und den Buchhandel betrachtet, und alle Gründe

erschöpft haben, welche ein Verboth dieses sogenannten Verbrechens verbiethen, lassen Sie uns noch sehen, wie das Verboth, wenn es trotz jener Gründe ergehen sollte, ungefähr lauten müßte.

I. Es läßt sich nicht läugnen, daß der Einfluß des Nachdrucks für die Literatur, weil er ihre Freunde für die Schriftsteller, weil er ihre Leser und Bewunderer vermehrt, und für das Publikum, weil er dem minder vermögenden Theile desselben den Ankauf der Bücher möglich macht, der wohlthätigste ist.

II. Es ist im höchsten Grade ungereimt, wenn die Schriftsteller und ihre Verleger den Nachdruck einen Diebstahl nennen, indem er beyde im vollen Besitz ihres Eigenthums läßt.

III. Der Schaden den die Buchhändler durch den Nachdruck zu leiden behaupten, läßt sich schlechterdings nicht beweisen, weil es auf die Frage ankommt, ob ein Käufer des wohlfeilen Nachdrucks ohne diesen die theure ächte Ausgabe gekauft haben würde.

IV. Der Beweis wird um so schwieriger, da die tägliche Erfahrung lehrt, daß trotz des wohlfeilern Nachdrucks die ächte Ausgabe eines Buchs ihre Abnehmer findet.

V. Wäre aber auch der nicht zu erweisende

Schaden gegründet, so würde er dennoch den Beschädigten nur in dem Falle ein Recht zur Klage geben, wenn sie zugleich das Unrecht des Nachdrucks zu beweisen vermöchten.

VI. Das Recht nachzudrucken, muß nothwendig in dem Recht zu drucken überhaupt begriffen seyn, weil dieses Recht ohne den freyen Gebrauch aller möglichen Buchstaben- und Wortversetzungen ein Unding wäre, und sobald also der Druck eines Buchs überhaupt nicht verbothen ist, sobald muß auch der Nachdruck desselben erlaubt seyn.

VII. Dieses natürliche Recht wird durch den Ankauf eines Buchs eben so gut auch ein erworbenes, als das Recht, es zu lesen, es abzuschreiben, es auswendig zu lernen, es zu verleihen, oder es gar zu vernichten.

VIII. Durch das Schreiben eines Buchs kann sich der Verfasser desselben unmöglich das Recht erwerben, Andere in dem freyen Gebrauch der Zeichen, welcher man sich zur schriftlichen Gedanken-Mittheilungen bedienen muß, auf irgend eine Weise zu beschränken.

IX. Der Verleger eines Buchs hat bloß das Recht, dasselbe feil zu biethen, keineswegs aber das Recht, zu verlangen, daß die Käufer des Nachdrucks bey ihm kaufen, und aus eben diesem Grunde ge-

schieht ihm auch durch das Verkaufen des Nachdruckers um so weniger ein Unrecht, da auch dieser Jedem die Freyheit lassen muß, ob er seinen Nachdruck, oder die ächte Ausgabe kaufen will.

X. Wenn Schriftsteller und Verleger durch den Nachdruck zu Schaden kommen, so haben sie das Unglück ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und Nachlässigkeit zuzuschreiben, weil sie sich ihrer Waare, nähmlich der Gedanken des Schriftstellers, entäußern, ehe sie sich des Preises derselben versichert haben.

XI. Wenn die Schriftsteller, nicht zufrieden, ihre zu einer Waare gemachten Gedanken Ein Mahl verkauft zu haben, behaupten, diese Gedanken hörten auch als Waare nach dem Verkaufen nicht auf, ihr Eigenthum zu seyn, und das ausschließende Recht, sie immer aufs Neue zu verkaufen, gehe sogar auf ihre Erben über: so gebührt ihnen das Lob, in der Kunst, lächerliche und widersinnige Ansprüche zu machen, das Höchste geleistet zu haben.

Betrachtet man also die Sache aus diesem Gesichtspunct, so gewinnt es allerdings das Ansehen, als ob Schriftsteller und Verleger mit ihrem Gesuch um ein Verboth des Nachdrucks, da

I. derselbe in jeder Beziehung wohlthätig, und

II. kein Unrecht ist, hingegen

III. die Klagen gegen ihn theils offenbar ungegründet, theils nicht zu erweisen sind, schlechterdings und um so mehr abzuweisen seyn möchten, da es nur auf die Kläger ankommt, sich gegen den Schaden, den sie zu leiden vorgeben, entweder durch den Weg der Unterzeichnung, oder durch billigere, bey stärkern Auflagen mögliche Preise zu sichern. Allein es sind zum Verderben der Nachdrucker von Rechtswegen folgende Gegengründe wohl in Betrachtung zu ziehen.

I. Unmöglich können die Leute, die Bücher schreiben, unmöglich können Philosophen, Rechtsgelehrte, Theologen, unmöglich können Poeten und Prosaisten, die alle mit Einem Munde den Nachdruck verdammen, gegen einen Nachdrucker Unrecht haben.

II. Gewiße, mit dem meisten Nachdruck gegen den Nachdruck eifernde Buchhändler sind, wenn gleich ihre Bücherpreise alles Maß übersteigen, doch die uneigennützigsten Leute von der Welt, und da sie bey ihren Klagen gegen den Nachdruck nicht sowohl ihren eigenen Vortheil, als vielmehr das Beste der Literatur und des Publikums vor Augen haben, so kann die Frage gar nicht davon, ob ihre Klagen gerecht sind, oder nicht, sondern nur davon seyn, ob so uneigennützige Leute, als diese Buchhändler sind,

nicht mit Recht verlangen, daß man, um sie nicht zu betrüben, ihnen auch das ungerechteste und ungereimteste Gesuch gewährt.

III. Man kennt Buchhändler, die, trotz des Nachdrucks, Millionen mit ihrem Handel gewonnen haben. Aber wer kennt einen einzigen, in dem Grade reichen Nachdrucker? Soll aber der Besitzer einer Million seinen Rechtshandel gegen einen Menschen verlieren, der vielleicht nicht so viel Groschen, als er Thaler besitzt, und im Verhältniß zu ihm ein Bettler ist? Und ist nicht der Reichthum der meisten Buchhändler ein Beweis ihrer guten, und die Armuth der meisten Nachdrucker ein Beweis ihrer schlechten Sache? Soll man endlich die Leute, die ein besonderes Talent haben, Geld zu gewinnen, nicht im Nothfalle sogar mit Aufopferung des Rechts aufmuntern, der ersten gewonnenen Million eine zweyte, und der zweyten eine dritte beyzufügen?

IV. Der Nachdruck des Conversations-Lexikons, dieses eben so vortrefflichen, als gemeinnützigen Werks, welchem man es allein zu danken hat, wenn man in Kurzem gar keine andere Welt mehr kennt, als eine gelehrte, ist, da er dem beklagenswürdigen Verleger es unmöglich machte, bis jetzt mehr als fünf sogenannte rechtmäßige Auflagen abzusetzen, schon allein ein solches Verbrechen, daß er mit dem ganz-

lichen Verboth des Nachdrucks überhaupt noch viel zu gelinde bestraft wird.

V. Die Zumuthung, daß Schriftsteller und Verleger sich des Preises ihrer Waare versichern sollen, ehe sie sich der Gewalt über dieselbe begeben, ist zu verwerfen, weil sie sich nicht mit ihrer Bequemlichkeit verträgt.

VI. So sehr auch manche Schriftsteller mit ihrer Behauptung, der Nachdrucker stehle ihnen ihre Gedanken, sich dem Gelächter und der Vermuthung Preis geben, daß ihre Gedanken des Stehlens nicht werth seyn möchten, so verdient doch der Einfall, ein besonderes Gesetz gegen das Gedankenstehlen zu verlangen, schon um seiner Eigenthümlichkeit willen alle mögliche Aufmerksamkeit.

VII. Niemand darf weniger taub seyn, als die Gerechtigkeit, und da Niemand ärger schreyt, als die über den Nachdruck klagenden Schriftsteller und Buchhändler, was müßte man von dem Richter halten, der durch dieses Geschrey sich das Herz nicht rühren ließe?

VIII. Wer wollte es endlich einem Richter zumuthen, nicht aus Begierde nach den Lobpreisungen, und aus Furcht vor den Verunglimpfungen der Schriftsteller, und besonders derjenigen unter ihnen, die

ihr Wohlgefallen und ihr Mißfallen abſingen, das Recht ein wenig zu beugen?

Aus dieſen und noch unzähligen andern Gründen von gleichem Gewicht wird hiemit zu Recht erkannt, daß der Büchernachdruck ein förmlicher Gedankenraub iſt, und daß eben daher von nun an jeder Nachdruck eines Buchs, ſo lange es auch nur noch in den Gewürzläden zu finden iſt, dem Straßenraub gleich geachtet, und gleich dieſem mit Galgen und Rad beſtraft werden ſoll.

Nur noch für Einen Brief, mein Beſter! erbitte ich mir Ihre Geduld, und wenn ich dieſe bisher mißbraucht habe, ſo klagen Sie Ihre Schützlinge, die Nachdruckerfeinde, dafür an.

Zehnter Brief.

Alſo, mein beſter Jonathan! ſollte mir doch noch die Freude werden, Sie mit dem Büchernachdruck, den Sie bisher beynahe für ein todeswürdiges Verbrechen hielten, ausgeſöhnt zu ſehen? Glauben Sie aber ja nicht, daß ich mit dem Stolz eines

Siegers die Feder niederlege. Nicht mir, sondern der Wahrheit gebührt die Ehre. Wie könnte ein Mann, wie mein Freund Jonathan, dieser sein Ohr verschließen?

Da wir also jetzt über den Gegenstand unsers bisherigen Streits völlig einverstanden sind, so lassen Sie mich, mein Freund! mit einer allgemeinen Bemerkung schließen. Ist es nicht seltsam, daß der Büchernachdruck ein so großes Unrecht, und sogar ein förmlicher Diebstahl seyn soll, und daß dem ungeachtet es noch keinem seiner unaufhörlich schreyenden Feinde, welchen es doch allen zuverläßig nicht an gutem Willen, und manchem auch nicht an Scharfsinn, um zumahl eine gerechte und klare Streitsache geschickt zu führen, gebrach, gelungen ist, ein allgemeines Gesetz gegen das abscheuliche Verbrechen zu bewirken? Wissen die Regenten und ihre Räthe, wissen unzählige Gerichtshöfe nicht mehr, was Recht und Unrecht ist? Und sind so viele rechtliche und einsichtsvolle, dem Nachdruck das Wort redende Männer, sind diese mit Blindheit geschlagen, oder zwingt sie etwa ein persönlicher Vortheil, für eine von ihnen für schlecht erkannte Sache zu sprechen? Ich weiß, mein Freund! auf diese Fragen keine andere Antwort, als daß das Recht der Schriftsteller und der Buchhändler nicht völlig so sonnenklar seyn muß,

als sie behaupten. In der That, wir sind weder mit einer so dichten Finsterniß umhüllt, daß wir nicht mehr Recht und Unrecht unterscheiden *könnten*, noch sind wir so ausgeartet, daß wir es nicht mehr unterscheiden *wollten*, und wenn also die Regierungen Anstand nehmen, den Nachdruck für ein mit Galgen und Rad zu bestrafendes Verbrechen zu erklären: so kann diese ihre Bedenklichkeit unmöglich einen andern Grund haben, als daß er wirklich — kein Verbrechen ist.

Was soll man endlich sagen, wenn die rechtlichsten Menschen sich keinen Augenblick bedenken, den Nachdruck eines Buchs zu kaufen, sobald die ächte Ausgabe ihnen zu theuer ist? Etwa, daß sie keine *rechtliche* Menschen sind? Manche Buchhändler sind dreist genug, diese Meinung mit dürren Worten auszusprechen. Aber ich denke, wenn der nähmliche Mann, dem alle Welt das Zeugniß gibt, daß er sich nimmermehr erlauben würde, eine gestohlene Waare zu kaufen, doch ein nachgedrucktes Buch kauft: so erregt seine Handlung so lange die Vermuthung, daß ein nachgedrucktes Buch keine gestohlene Waare ist, bis man das Gegentheil aufs strengste bewiesen hat.

Diese Briefe sind zwar zunächst für Sie, mein bester Jonathan! und an Sie geschrieben. Aber ge-

wiß ist es Ihnen nicht zuwider, wenn sie auch von Andern gelesen werden, und da ich, wenn es darauf ankommt, die Wahrheit zu sagen und zu vertheidigen, ein wenig mehr Muth besitze, als die Natur dem guten Wieland verliehen zu haben scheint: so trage ich keine Scheu, was ich dem Freund sagte, der ganzen Welt zu sagen, und meine Bekenntnisse über einen so oft abgehandelten, und doch noch nicht ins Klare gesetzten Gegenstand, als der Büchernachdruck ist, der öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Dürfen gewiße Schriftsteller, dürfen die Buchhändler und ihre Sachwalter und Wortführer unaufhörlich gegen den Nachdruck schreyen, so müßen doch andere ehrliche Leute auch einmahl für ihn reden dürfen. Nichts wäre nach meiner Meinung unerträglicher und nachtheiliger zugleich, als der Zwang, welchen die über den Nachdruck klagenden Schriftsteller und Buchhändler fordern. Der nähmliche Mensch, der seine Gedanken in keiner andern Absicht drucken lassen konnte, als um sie so weit als möglich zu verbreiten, ist der Erste, der sich dieser Verbreitung aus allen Kräften widersetzt, und bloß ihm und dem Manne zu gefallen, der seine Gedanken zu einer Waare macht, sollen die Gesetze was Recht ist, zum Unrecht stempeln. Was der Eigennutz fordert, soll unbedingt und ungeprüft gewährt

werden, weil er die Miene eines Leidenden anzunehmen versteht. Menschen klagen über Raub, die zugleich bekennen müßen, daß sie noch im ungestörten Besitz von Allem sind, was sie ihr Eigenthum nennen dürfen, und die, wenn je ihr angeblicher Schaden ein erwiesener wäre, ihn bloß ihrer Sorglosigkeit und Nachläßigkeit zuzuschreiben hätten. Was kann barbarischer und widersinniger zugleich seyn, als daß Alle, welche die ächte Ausgabe eines Buchs wegen des zu hohen Preises schlechterdings nicht zu kaufen vermögen, es aus keiner andern Ursache ganz entbehren sollen, als weil ein Anderer, der es ihnen wohlfeiler zu liefern bereit wäre, es durch das Machtgeboth des Verlegers nicht drucken darf? Die Armen sollen verhungern, damit die Bäcker im ungestörten Besitz bleiben, theures Brot zu verkaufen. Kann mir irgend ein Buchhändler, wenn ich ihn frage, ob es nicht wünschenswerther sey, daß ein die Welt aufklärender, und die Menschheit bessernder Schriftsteller, z. B. ein Mann, wie Gellert, oder Möser, zwanzig tausend Leser im Nachdruck, als nur zwey tausend in der ächten Ausgabe erhalte, ohne roth zu werden, mit Nein antworten? Und doch sind es gerade die Buchhändler, die sich gegen die Erreichung dieses anerkannt heilsamen Zwecks auflehnen. Ihre Stunden der Andacht sollen nur

dem reichen Manne den Weg zum Himmel zeigen. Hundert tausend Arme mögen nach den Grundsätzen dieser Selbstsüchtigen lieber aus Mangel der Erbauung zur Hölle fahren, als daß der Nachdruck ihnen auch nur Einen Käufer ihrer Ausgabe, an welchen sie jedoch nicht den Schatten eines Rechts haben, entzieht. Und muß der Unwille gegen diese Anmaßenden und Unersättlichen nicht den höchsten Grad erreichen, wenn sie, wie neuerlich der Verleger des Conversations-Lexikons, selbst öffentlich bekennen müßen, daß sie mit vier Auflagen nicht einmahl ihre Abnehmer befriedigen konnten, und daß der gewiß ungeheure Gewinn von diesen vier ungeheuren Auflagen ihrer Habsucht immer noch nicht genügt? Gewiß, der Nachdrucker jenes Werks hat nicht nur den Liebhabern desselben, sondern auch dem Verleger selbst einen wesentlichen, obgleich von diesem mit schnödem Undank belohnten Dienst geleistet, indem er jene gegen die Steigerung des Preises schützte, und diesen zu der ihm durch Vermehrung des Absatzes vortheilhaften Mäßigung desselben zwang.

Gibt es also, mein theuerster Freund! eine höhere Pflicht, als daß Jeder, dem Recht und Wahrheit am Herzen liegen, ohne auf das Geschrey der Leute zu achten, die Nichts als schreyen können, und ihre Gegner, die sie nicht zu widerlegen wissen,

wenigstens betäuben möchten, sich laut und öffentlich gegen ein Verboth erklärt, das nur Böses stiften, und Gutes verhindern würde, und zugleich mit den klarsten Begriffen des Rechts im Widerspruch stände?

Können die Feinde des Nachdrucks, unter welchen ich jedoch diejenigen, die mit der kecken Seichtigkeit eines Kotzebue ihr Stimmchen über die Sache erheben, ungezählt und unbeachtet lasse, mich des Irrthums überführen, so bin ich zum augenblicklichen Widerruf bereit. Sind aber, wie ich fürchte, die gegen ein Verboth des Nachdrucks sprechenden Gründe nicht umzustoßen: so wird es gut seyn, sie lieber ganz unangetastet zu lassen, als, wie es bey der trefflichen Schrift des würdigen Krause nahmentlich auch im Morgenblatte, und neuerlich erst von dem Verfasser des Bahrdt mit der eisernen Stirn in seinem nichtswürdigen Wochenblatte geschehen ist, mit Unverstand und Ungeschliffenheit gegen sie und ihre Vertheidiger zu Felde zu ziehen. Man hat bisher in den zahllosen Schriften gegen den Nachdruck den Fehler begangen, daß man das erst zu Beweisende als schon bewiesen voraussetzte, und es war daher kein Wunder, daß einige der Verfasser ihre Gründe, deren Schwäche sie selbst fühlen mußten, noch durch andere Waffen zu verstärken suchten, durch deren Gebrauch man die Welt nur zum Achselzucken,

und seine Gegner zwar zum Schweigen bringen, aber weder überzeugen, noch verwunden kann. Ob auch in Sachen des Büchernachdrucks ein Buchhändler, wie der Verleger des Conversations-Lexikons, der sich nicht entblödet, mit tapferem, neu-deutschem Turnermuthe ganze Regierungen an ihrer Ehre anzutasten, und einzelnen angesehenen Staatsbeamten, bloß, weil sie sich besser aufs Denken und auf die Lehre von dem, was recht ist, verstehen, als er und seine armseligen Anwälte, aufs unwürdigste zu begegnen, hundert Mahl vor der Wahrheit die Ohren verstopft, sie hört nichts desto weniger einen Augenblick auf, Wahrheit zu seyn.

In der That, wenn die Gegner des Nachdrucks mit fanatischer Wuth jeden ehrlichen Mann verketzern, der eine der ihrigen entgegen gesetzte Meinung laut werden läßt, so geben sie gerade durch dieses Betragen ihre Sache verloren. Nur das Unrecht darf das Licht scheuen, und wenn also die Behauptung: der Nachdruck ist ein Diebstahl, unumstoßlich ist, so kann man ja über jeden Versuch, sie umzustoßen lachen. Man nenne mir einen einzigen Menschen, dem es noch mit allen möglichen Redekünsten gelungen wäre, die Welt glauben zu machen, das Gerade sey krumm, und das Weisse sey schwarz. Nur wer also gern Krummes für Gerades, und Schwarzes für

Weisses verkaufen möchte, wird die Leute anfeinden, die sich mit der Untersuchung: Was ist krumm, und was ist gerade; was ist schwarz, und was ist weiß? beschäftigen.

Was mich betrifft, so fordere auch ich von jedem Gegner, der gegen mich in die Schranken treten will, vor allen Dingen, daß er den Anstand nicht verletze, und wer mir also, indem er, wie Herr Brockhaus, von Seigneurs und Teufels-Advokaten spricht, den Handschuh hinwirft, kann versichert seyn, daß ich ihn — nicht aufnehme.

Zum Beschlusse verwahre ich mich auch noch feyerlich gegen jedes Berufen auf das Ansehen dieses oder jenes Schriftstellers, dessen Lehre von dem Büchernachdruck eine andere ist, als die meinige. Gilt ein Ansehen, wo es auf Gründe ankommt? Und was kann ich daher Anders sagen, als: Auch Du, Brutus? wenn ich unter den Verschworenen gegen den Büchernachdruck, welchen es übrigens noch nicht gelungen ist, dem Gegenstand ihres unrepublikanischen Hasses auch nur eine einzige Wunde beyzubringen, auch einen Jean Paul erblicke?

Leben Sie wohl, mein Freund! und glauben Sie mir, daß ich, so gewagt auch das öffentliche Bekenntniß, das ich über den Büchernachdruck abzulegen im Begriff stehe, dem größern Theile des

Publikums scheinen mag, doch über die Folgen meines Schritts vollkommen ruhig bin. Ist es auch nur zu wahrscheinlich, daß man im Jahr 1818 mich verketzert, im Jahr 1918 läßt man meinen Grundsätzen desto gewißer Gerechtigkeit widerfahren. Oder soll die Herrschaft der Vorurtheile ewig dauern?

II.

Über den Büchernachdruck.

Zweyte Untersuchung.

§. 1.

Ein Buch mit den Gedanken die es enthält, und durch die es zum Buche wird, ist eine Waare, so gut als jede andere, die mit der Elle gemessen, oder auf der Wage gewogen wird.

§. 2.

Die Gedanken des Buchs, insofern sie als eine Waare zu betrachten sind, können also von dem Verfasser und dem Verleger nach der Veräußerung nicht mehr als ihr ausschließendes Eigenthum angesprochen werden.

§. 3.

Die Veräußerung geschieht mit dem ersten Ab-

druck des Buchs, der verkauft wird, weil die übrigen Abdrücke von dem ersten nicht verschieden sind.

§. 4.

Hat aber die ausschließende Ansprache des Verfassers und des Verlegers an den Inhalt des Buchs aufgehört, so ist es eben so viel, als wenn sie eine verkaufte Waare noch als die ihrige behandeln wollten, wenn sie das Recht zu haben behaupten, einem Besitzer des Buchs den Nachdruck desselben zu verwehren.

§. 5.

Die Einwendung, daß der wohlfeilere Verkauf des Nachdrucks dem Absatz ihrer Auflage schade, kommt zu spät, weil nach §. 3. ihre Waare — bereits abgesetzt ist.

§. 6.

Daß sie bey diesem Absatz sich nicht des Preises für ihre Waare versicherten, ist eine Unvorsichtigkeit, die um so mehr nur ihnen allein zur Last fällt, weil sie das Mittel dieser Sicherstellung, nähmlich den Weg der Unterzeichnung, oder der Vorausbezahlung, nicht nur kennen, sondern in manchen Fällen auch wirklich anwenden.

§. 7.

Der angebliche Schaden läßt sich aber nicht einmahl erweisen, weil es unmöglich zu erweisen ist, einmahl, daß wer wohlfeil kauft, auch theuer kaufen kann, und zweytens, daß er, wäre die wohlfeilere Waare nicht vorhanden, auch die theurere würde kaufen wollen.

§. 8.

Umgekehrt hingegen läßt sich, da nach der täglichen Erfahrung die sogenannte ächte Ausgabe eines Buchs, trotz des Nachdrucks, verkauft wird, mit Grunde behaupten, daß der Absatz der theurern und vorzüglichern Waare durch den Absatz der wohlfeilern und geringern nicht gehindert wird.

§. 9.

Jedem, der zur Ausübung der Buchdruckerkunst berechtigt ist, muß nothwendig jede mögliche Zusammensetzung der vorhandenen Schriftzeichen gestattet seyn.

§. 10.

Ist ihm aber der unbeschränkte Gebrauch dieser Zeichen gestattet, so ist er auch im Besitz des Rechts, Alles ohne Ausnahme zu drucken, was nicht an und

für sich durch besondere Gesetze zu drucken verbothen ist.

§. 11.

Der Umstand, daß ein Buch bereits von einem Andern gedruckt ist, kann also sein auf den freyen Gebrauch der Schrift-Zeichen sich gründendes Recht, es gleichfalls zu drucken, unmöglich aufheben.

§. 12.

Wenn aber dieses Recht ihm wirklich zusteht, so kann es auch, eben weil es ein Recht ist, selbst in dem Falle nicht angefochten werden, wenn die Ausübung desselben dem Vortheile eines Dritten entgegen ist.

§. 13.

Einem Schriftsteller also, der einen Nachdrucker zur Rede stellt, braucht dieser Nichts zu antworten, als: Ich druckte Dein Buch, weil ich so gut ein Buchdrucker bin, als der Mann, der es zuerst für Dich und Deinen Verleger gedruckt hat.

§. 14.

Wer ferner im Besitz eines Buchs ist, besitzt

auch das volle Eigenthum der Gedanken, die es zum Buche machen, insofern sie eine Waare sind.

§. 15.

Ist aber ein Buch einmahl mein Eigenthum, wie sollte mir der nähmliche Mann, der es mir mittelbar oder unmittelbar verkaufte, irgend einen Gebrauch, den ich von ihm zu machen für gut finde, und also auch das Nachdrucken desselben, verbiethen dürfen?

§. 16.

Das Recht nachzudrucken beruht also auf einem doppelten Grunde, nähmlich zunächst auf dem Recht zu drucken überhaupt, und dann auf dem Eigenthumsrecht.

§. 17.

Wenn der Nachdrucker seine Waare feilbiethet, so hindert er den Verleger der ächten Ausgabe nicht mit seinen noch unverkauften Abdrücken ein Gleiches zu thun.

§. 18.

Eben so wenig hindert er die Käufer, bey dem Verleger zu kaufen.

§. 19.

Der Verleger eines Buchs hat kein Recht, zu verlangen, daß man vorzugsweise bey ihm kaufe.

§. 20.

Steht ihm aber dieses Recht nicht zu, so geschieht ihm auch durch das Verkaufen des Nachdruckers kein Unrecht.

§. 21.

Eben so wenig kann das wohlfeilere Verkaufen des Nachdruckenden dem Verleger gegen über ein Unrecht seyn.

§. 22.

Das Verkaufen einer Waare überhaupt ist die unschuldigste und erlaubteste Sache von der Welt.

§. 23.

Nur durch den Verkauf seiner Abdrücke könnte aber der Nachdruckende ein Unrecht an Schriftstellern und Verlegern begehen.

§. 24.

Der einzige Grund gegen den Nachdruck ist al-

so, da Verkaufen unter keiner Bedingung ein Unrecht seyn kann, ein nichtiger.

§. 25.

Aus der bisherigen Untersuchung ergibt sich gegen die Ansprüche der Schriftsteller und Verleger an ein Verboth des Nachdrucks,

I. daß das Recht, das sie zu besitzen behaupten, von ihnen selbst veräußert worden ist,

II. daß der Schaden, auf welchen sich allein ihre Klage gründet, schlechterdings nicht erwiesen werden kann, und

III. daß sie, um diesen Schaden abzuwenden, Nichts weiter nöthig haben, als die Vorsicht zu gebrauchen, die, weil sie von der Natur des Handels unzertrennlich ist, außer ihnen von allen übrigen Waarenverkäufern gebraucht wird.

Für das Recht der Nachdruckenden hingegen sprechen folgende Gründe.

I. Das Recht, ein Buch nachzudrucken, liegt in dem Recht Bücher zu drucken überhaupt.

II. Dieses Recht liegt auch in dem Besitz des Buchs.

III. Diesem klaren und festgegründeten Recht kann der Schaden, den Schriftsteller und Verleger durch den Nachdruck zu leiden behaupten, selbst in

dem Falle nicht entgegen gesetzt werden, wenn dieser nicht zu erweisende Schaden wirklich erwiesen wäre.

Endlich setzt die Untersuchung auch noch ins Klare, daß schon die Art, auf welche der Nachdrucker dem Schriftsteller und Verleger schaden soll, ihn von aller Schuld freyspricht, indem das ihm zur Last gelegte Vergehen im Verkaufen der nachgedruckten Bücher, und also in einer unbedingt erlaubten und unschuldigen Handlung besteht.

§. 26.

Ein Verboth des Nachdrucks würde also auf einer Seite die Nachdruckenden eines entschiedenen Rechts berauben, und auf der andern Kläger begünstigen, die

I. selbst bey erwiesenem Schaden kein Recht zur Klage hätten,

II. den Schaden, auf welchen sich ihre Klage gründet, schlechterdings nicht zu beweisen vermögen, und

III. eben diesen Schaden, wäre er auch wirklich gegründet, bloß dem Umstand zuzuschreiben hätten, daß sie bey dem Verkauf ihrer Waare die Vorsicht zu unterlassen pflegen, die jedem Verkaufenden von der Natur des Handels selbst gebothen wird.

III.

Über den Büchernachdruck.

Dritte Untersuchung.

§. 1.

Drucken, oder mit andern Worten, Schriftzeichen aufs Papier prägen, ist eine rein-unschuldige Handlung.

§. 2.

Diese Handlung kann durch den Sinn, welcher sich aus der Zusammenstellung der Schriftzeichen ergibt, wenn in diesem an und für sich nichts Unerlaubtes liegt, unmöglich zum Verbrechen werden.

§. 3.

Es ist also vor dem Richterstuhle der gesunden Vernunft und der Sittenlehre gleichgültig, ob das Buch, das von Jemand gedruckt wird, ein noch nie, oder ein schon einmahl gedrucktes ist.

§. 4.

Kann man die Wahrheit dieses Satzes nicht läugnen, so muß man auch einräumen, daß wer ein Buch nachdruckt, sich keines Unrechts schuldig macht.

§. 5.

Wer eine Sache, in deren Besitz er einmahl ist, verkauft, begeht selbst in dem Falle kein Unrecht, wenn er auf eine unrechtmäßige Art in ihren Besitz gekommen ist,

§. 6.

Der Nachdrucker also, dessen rechtmäßiges Eigenthum das von ihm nachgedruckte Buch ist, hat auch das Recht, es feilzubiethen und zu verkaufen.

§. 7.

Ist aber 1) das Nachdrucken eines Buchs, und 2) das Verkaufen desselben, so wie das Verkaufen jeder Sache, kein Unrecht, wie kann der Verleger eines Buchs einem Andern das Nachdrucken, oder das Verkaufen desselben verbiethen wollen?

§. 8.

Wer eine Waare feilbiethet, hindert Niemand, die seinige ebenfalls feilzubiethen.

§. 9.

Wer ferner eine Waare feilbiethet, kann keinen Käufer nöthigen, bey ihm zu kaufen.

§. 10.

Das Recht des Nachdruckers, seine Waare feil zu biethen und zu verkaufen, entzieht also nicht einmahl dem Verleger das gleiche Recht.

§. 11.

Jeder darf seine Waare so theuer, oder so wohlfeil verkaufen, als er es für gut findet.

§. 12.

Findet also die wohlfeilere Waare des Nachdrucks mehr Abnehmer, als die theurere des Verlegers, so ist dieser Erfolg, so sehr er auch dem Vortheil des letzten entgegen seyn mag, nichts weniger als ein Unrecht, das dem ersten zur Last gelegt werden kann.

§. 13.

Wer ein Buch nachdruckt, läßt den Verfasser im Besitz seiner Gedanken, die sich ohnehin nicht stehlen lassen.

§. 14.

Eben so entzieht der Nachdrucker dem Verleger auch nicht einen einzigen seiner Abdrücke.

§. 15.

Schimpfen also Verfasser und Verleger den Nachdrucker einen Dieb, so läßt sich weiter Nichts sagen, als Verfasser und Verleger haben — geschimpft.

§. 16.

Wer für eine Waare einen Thaler ausgibt, von dem kann weder behauptet noch bewiesen werden, er würde für die nähmliche Waare, wenn sie nicht wohlfeiler zu haben wäre, auch drey Thaler ausgeben.

§. 17.

Von dem größern Theil der Käufer des Nachdrucks läßt sich also mit Gewißheit behaupten, daß sie nie Kunden des Verlegers gewesen seyn würden.

§. 18.

Durchaus nicht zu erweisen aber ist es, daß auch nur Ein Käufer des Nachdrucks ohne diesen die ächte Ausgabe gekauft haben würde.

§. 19.

Ist es aber auf der einen Seite gewiß, daß durch den Nachdruck neue Käufer eines Buchs entstehen, und läßt es sich auf der andern schlechterdings nicht mit Grunde behaupten, daß der Nachdrucker dem Verleger auch nur Einen seiner Abnehmer entzieht: so erscheint auch von dieser Seite eine Klage gegen den Nachdruck als völlig unstatthaft.

§. 20.

Jedem Kaufmann liegt es ob, sich des Preises seiner Waare vor ihrer Veräußerung zu versichern.

§. 21.

Die Gedanken des Schriftstellers sind es, die ein Buch zum Buche machen.

§. 22.

Mit dem ersten verkauften Abdruck eines Buchs sind also die Gedanken des Schriftstellers verkauft.

§. 23.

Hat aber sich der Verleger mit dem ersten verkauften Abdrucke eines Buchs seiner Waare entäußert, so war es auch seine Sache; sich bey dieser Entäußerung des Preises der Waare zu versichern.

§. 24.

Wäre also auch der Schaden, den er durch den Nachdruck zu leiden behauptet, ein wirklicher, so hätte er ihn nur als eine Folge seiner eigenen Nachläßigkeit zu betrachten.

§. 25.

Schriftsteller und Verleger versichern sich des Preises ihrer Waare durch den Weg der Unterzeichnung.

§. 26.

Es fehlt ihnen also nicht einmahl an dem Mittel, den behaupteten Schaden des Nachdrucks von sich abzuwenden.

§. 27.

Gibt aber dieser Schaden, selbst wenn sie ihn nicht abzuwenden vermöchten, ihnen noch kein Recht zur Klage gegen den Nachdruck, so können sie dieses Recht noch weniger in Anspruch nehmen, da wirklich der Schaden ohne das Unterlassen der ihnen obliegenden Vorsicht gar nicht entstehen kann.

§. 28.

Je wohlfeiler eine Waare verkauft wird, desto größer wird die Zahl ihrer Abnehmer seyn.

§. 29.

Mäßigen also die Buchhändler ihre Bücherpreise, so läßt sich annehmen, daß der verminderte Gewinn beym einzelnen Verkauf ihnen durch den vermehrten Absatz im Ganzen wieder ersetzt wird.

§. 30.

Der wohlfeilere Preis des Nachdruckers ist es allein, der ihm das Betreiben seines Geschäfts dem Verleger gegenüber möglich macht.

§. 31.

Je mehr also der Verleger seine Preise mäßigt, desto weniger Aufmunterung wird der Nachdruck finden.

§. 32.

Sind aber mäßige Preise des Verlegers ein Mittel gegen den Nachdruck, so hat jeder Verleger, der sich dieses Mittels nicht bedient, den angeblichen Schaden des Nachdrucks abermahl nur sich selbst zuzuschreiben.

§. 33.

Auch aus dieser Untersuchung ergeben sich folgende, dem Nachdruck das Wort redende Sätze.

I. Drucken an und für sich ist unbedingt eine ganz gleichgültige Handlung.

II. Das Verkaufen eines nachgedruckten Buchs kann noch weniger ein Unrecht seyn, als das Nachdrucken selbst, weil durch das Verkaufen einer Sache an und für sich nie ein Unrecht begangen werden kann.

III. Da der seine Waare feilbiethende Nachdrucker weder den Verleger mit der seinigen ein Gleiches zu thun hindert, noch irgend einen Käufer nöthigen kann, bey ihm zu kaufen, und da es endlich Jedem freystehen muß, seine Waare so theuer, oder so wohlfeil zu verkaufen, als es ihm beliebt: so kann Nichts grundloser seyn, als die Behauptung der Buchhändler, daß das Verkaufen des Nachdruckers eine unerlaubte Handlung, und nahmentlich ein an ihnen begangenes Unrecht sey.

IV. Da der Nachdrucker den Schriftsteller weder seiner Gedanken, noch seiner Handschrift, und den Verleger nicht seiner Abdrücke beraubt: so ist es schwer zu bestimmen, ob die Behauptung der Schriftsteller und Verleger, daß der Nachdrucker einen Diebstahl an ihnen begehe, ungereimter, oder unverschämter ist.

§. 34.

Gegen die Schriftsteller und Verleger insbesondere hingegen sprechen folgende Gründe.

I. Es kann von ihnen nicht einmahl bewiesen werden, daß die Käufer des Nachdrucks ohne diesen auch die ihrigen seyn würden.

II. Im Gegentheil läßt es sich von den meisten derselben mit Grunde behaupten, daß sie das nachgedruckte Buch in der ächten Ausgabe wegen des zu hohen Preises würden entbehren müßen.

III. Der Verleger hat sich mit dem ersten verkauften Abdruck eines Buchs seiner Waare, nähmlich der Gedanken des Schriftstellers, entäußert, und hat also auch die Folgen sich selbst zuzuschreiben, wenn er bey dieser Entäußerung sich nicht sogleich des Preises seiner Waare versichert.

IV. Die Folgen dieser Unterlassung fallen um so mehr nur allein ihm zur Last, da er die Mittel, den behaupteten Schaden des Nachdrucks abzuwenden, nähmlich Unterzeichnung und wohlfeilere Preise, vollkommen in seiner Gewalt hat.

IV.

Über den Büchernachdruck.

Vierte Untersuchung.

Titius findet einen Vorrath von Gedanken in seinem Kopf, die er nicht untergehen lassen will. Flugs greift er nach der Feder, und die Gedanken sind schwarz auf weiß zu lesen. Aber der beste Gedanke, wie er glaubt, ist dieser, daß er denkt, ich bin meine Gedanken der Welt schuldig, und mir bin ich schuldig, sie für bares Geld umzusetzen und um diese doppelte Pflicht zu erfüllen, läßt er drucken, was er geschrieben hat. Seine Gedanken sind also jetzt eine Waare, und sein ist die Sorge, sie so hoch als möglich zu verkaufen. Er hat tausend Abdrücke von ihnen machen lassen. Diese Abdrücke sind unstreitig sein Eigenthum, und unstreitig ist Jeder ein Dieb, der sich einen davon, oder alle gegen sei-

nen Willen zueignet. Verkauft er einen Abdruck, so hört nur dieser auf, sein Eigenthum zu seyn, und die übrigen neunhundert neun und neunzig bleiben es unstreitig nach wie vor. Aber nicht also verhält es sich mit den Gedanken, welche das Buch zum Buche machen. Diese sind von dem Augenblicke des ersten Verkaufs an, als Waare betrachtet, Eigenthum des Käufers, und es hängt nur von diesem ab, sie im eigentlichen Sinne des Worts zum Gemeingut zu machen.

Dieses Rechts bedient sich wirklich auch Sempronius. Für die Gedanken dieses Buchs spricht er zu sich selbst, konntest Du in Deiner Lage leicht zwey Thaler bezahlen. Aber wie viele Leute gibt es, die kaum vermögend sind, nur die Hälfte dafür auszugeben? Und machst Du Dich also, Deines eigenen Vortheils nicht zu gedenken, nicht um das Vergnügen und den Unterricht von Tausenden, machst Du Dich nicht um den Schriftsteller selbst, dessen Zwecke Du beförderst, und dessen Ruhm Du vergrößerst, in einem hohen Grade verdient, wenn Du dafür sorgst, daß das Buch, für welches man dem Verfasser oder seinem Verleger zwey Thaler bezahlen muß, bey Dir für Einen zu haben ist?

Der gute Sempronius! Welcher Dank glaubt Ihr wohl, daß ihm von dem Schriftsteller zu Theil

wird, welchem er den größten Dienst leistete, den man irgend einem nach Ehre dürstenden, und für die Bildung seiner Mitbürger besorgten Sterblichen leisten kann?

Welche Frage! höre ich Euch sagen. Was kann Titius weniger thun, als daß er den Sempronius öffentlich für seinen besten Freund, für seinen größten Wohlthäter, und für einen zugleich um das gemeine Wesen hoch verdienten Mann erklärt?

Ihr habt vollkommen errathen, was Titius thun *sollte*, aber jetzt hört auch, was er wirklich *thut*. Nicht für seinen Freund und Wohlthäter, sondern für einen Spitzbuben, der ihm seine Gedanken, und mit ihnen sein Stückchen Brot gestohlen habe, erklärt er öffentlich den guten Sempronius. Aber Ihr wißt es ja, daß man sich mit der ganzen ungeheuren Summe von Schimpfwörtern, die dem Pöbel zu Gebothe stehen, überschütten lassen und lachen kann, wenn man — Verstand und Recht hat, und Sempronius, statt mit dem Titius, dessen Sitten durch den Umgang mit den Musen aufgehört haben, wild zu seyn, und unglaublich milde geworden sind, um den Preis im Schimpfen zu ringen, setzt also dem *Unrecht* seines Gegners Nichts, als mit kaltem Blute sein *Recht* entgegen.

Du klagst mich, Freund! spricht er, des Dieb-

stahls an. Aber ein Anderes ist anklagen, und ein Anderes beweisen, und Du wirst Dich also nicht weigern, mir zu antworten, wenn ich Dich frage, was ich Dir denn gestohlen habe. Deine Gedanken, sagst Du. Gut. Ich will mich selbst eines bis auf diese Stunde unerhörten Verbrechens, des Gedanken-Diebstahls, schuldig bekennen, sobald Du zugibst, die Gedanken in Deinem Buche hätten durch meinen Nachdruck aufgehört, Deine Gedanken zu seyn. Fährst Du aber immer fort, sie für die Deinigen zu erklären, so ist Deine Behauptung, ich hätte sie Dir gestohlen, um kein Haar weniger abgeschmackt, als wenn Jemand vor Gericht mit vieler Beredsamkeit beweisen wollte, Dieser oder Jener habe ihm die Zunge ausgerissen.

Ich habe gedruckt, was Du drucken ließest, und diese unschuldige Handlung sollte ein Verbrechen seyn? Bin ich nicht ein Buchdrucker so gut, als der Mann, der Dein Buch druckte? Und steht Dir und ihm allein das Recht an dasjenige Ordnen der Schriftzeichen zu, durch welches Deine Gedanken auf dem Papier erscheinen? Kannst Du mir verbiethen, ein A, ein B, ein C zu setzen, wo Du eins gesetzt hast? Und wenn mir dieser gleiche Gebrauch der Buchstaben mit Dir einmal erlaubt ist, wo ist die Gränze meines Rechts? Die Buchdruckerey ist

einmahl erfunden, für Dich so gut, als für mich, und nennst Du, was Du zu drucken veranstaltest, ein von Dir geschriebenes Buch, so nenne ich meinen Nachdruck Zeichen, die ich nach freyer Willkühr so und nicht anders zusammen stellte.

Aber, höre ich Dich weiter sagen, Du verkaufst Deinen Nachdruck, und weil er wohlfeiler ist, als meine ächte Ausgabe, so kauft man natürlich lieber bey Dir, als bey mir, und ich bin also durch Deine Schuld ein verlorner Mann.

Darf ich meinen Ohren trauen? Ich bin ein Verbrecher, weil ich meine Waare — verkaufte! Wo sind die göttlichen, oder menschlichen Gesetze, durch welche das Verkaufen eines unverbothenen Buchs verbothen ist? Und was geht Dich der Preis meiner Waare an, wenn ich sogar das Recht habe, sie ohne Preis wegzugeben, oder mit andern Worten, sie zu verschenken? Und wer sind die Leute, die bey mir kaufen? Sind es Leibeigene von Dir, die ich dir geraubt habe? Es ist ihr freyer Wille, ob sie bey Dir, oder bey mir, oder ob sie gar nicht kaufen. Und wo ist also ein Dir zustehendes Recht gekränkt, wenn sie meine Waare, es sey aus welchem Grund es wolle, der Deinigen vorziehen? Wo bleibt ferner der Beweis, daß meine Käufer

die Deinigen seyn würden, wenn mein Nachdruck nicht wäre? Kannst Du zwey Thaler ausgeben, wenn Du nur einen im Beutel hast? Und willst Du, selbst bey dem Vermögen, theuer zu kaufen, auch immer theuer kaufen? kann ich Dir nicht vielmehr, da Du oft und viel neben mir Deine Waare vollständig absetzest, das Gegentheil, daß ich nähmlich für ein ganz anderes Publikum, als das Deinige, drucke, und daß also mein Unternehmen Dir nicht einmahl zum Schaden gereicht, beweisen? Und selbst den unmöglichen Fall angenommen, daß der Schaden, den Du durch mich zu leiden vorgibst, von Dir bewiesen wird, hört mein Recht aus dem Grunde auf Recht zu seyn, weil es sich mit Deinem Vortheil nicht verträgt?

Es ist also klar, mein Freund!

I. Daß Du mit Deinem Mordgeschrey über den Nachdruck Deiner von Dir verkauften Gedanken einem Menschen gleichst, der seinen Rock verkauft, und nicht leiden will, daß der Käufer ihn trage;

II. Daß Du über einen Schaden klagst, den du nicht beweisen kannst;

III. Daß selbst der bewiesene Schaden Dir nicht einmahl ein Recht zur Klage geben würde. Eben so klar ist es

IV. Daß mir das Recht zusieht, auf dem Papier den nähmlichen Gebrauch von den Schriftzeichen zu machen, den Du von ihnen gemacht hast;

V. Daß es, da das Verkaufen eines unverbothenen Buchs eine rein unschuldige Handlung ist, Deiner Klage gegen mich, die sich allein auf diese Handlung gründet und gründen kann, durchaus an einem Rechtsgrunde gebricht;

VI. Daß ich Dir Deine Gedanken, insofern sie eine Waare sind, nicht gestohlen, sondern abgekauft habe, und daß, insofern sie keine Waare sind, sie Dir unmöglich gestohlen werden können.

Du bist zwar, fährt Sempronius fort, mit diesen wenigen Sätzen, wie ich denke, vollkommen abgefertigt, und ich hoffe meine gute Sache gegen Deine schlechte hinlänglich vertheidigt zu haben. Aber da Du mich einmahl angetastet hast, so mußt Du mir auch erlauben, Alles zu erschöpfen, was sich über den Gegenstand unsers Streits sagen läßt, sollte es auch für den Zweck meiner Rechtfertigung überflüßig seyn.

Wenn Du, nicht zufrieden mit dem hohen Beruf, die Welt durch Schriften zu vergnügen, zu erleuchten und zu bessern, auch ein Kaufmann seyn willst, so solltest Du doch wenigstens das A b c deines Gewerbs verstehen, und also Dich der Gewalt

über Deine Waare so lange nicht begeben, bis Du den Preis dafür entweder wirklich empfangen, oder Dich seiner wenigstens versichert hast. Aber wird nicht diese Vorsicht von Dir aufs unverantwortlichste vergessen, wenn Du Deine Gedanken mit dem ersten verkauften Abdruck derselben zum Eigenthum der ganzen Welt machst? Du willst zweytausend Thaler durch sie gewinnen, und verschleuderst sie an den ersten besten Käufer, der sich meldet, für zwey Thaler! Kostet einer von tausend Abdrücken nur zwey Thaler, was ist natürlicher, als daß Du, um zweytausend Thaler zu bekommen, auch nicht einen einzigen dieser Abdrücke aus den Händen lassen darfst, bis sich Käufer für alle tausend gefunden haben, oder mit andern Worten, daß Du es hältst, wie es manche Deiner klügern Brüder in der Feder, oder ihre Verleger zu halten pflegen, und Dein Werk nicht anders, als gegen Unterzeichnung erscheinen lässest? Es ist Dir also auch noch zur Last zu legen, das es nur auf Dich ankommt, den unbewiesenen und nicht zu beweisenden Schaden, über welchen Du Klage führst, von Dir abzuwenden.

Von welcher Seite man also Dein angebliches Recht gegen den Nachdruck beleuchtet, immer erscheint es gleich grundlos. Aber Dein Unrecht soll einen Augenblick Recht seyn, und ich frage mit der

ganzen unbefangenen Welt: Wie verträgt sich dieses Recht mit deiner Würde? Ein Liebling Apollos, ein Vertrauter der Musen, und eine Krämmer-Seele! Wenn ein erhabener Geist ein Buch hervorgebracht hat, mit welchem er seine minder begabten Brüder zu ergetzen, zu belehren und zu bessern hoffen darf, soll er fragen: Füllt der Ertrag des Werks meinen Beutel ganz, oder nur halb? Oder soll es nicht vielmehr seine Hauptsorge seyn, sein Evangelium auch den Leuten zu verkündigen, die entweder Nichts, oder nur wenig von ihrem Zeitlichen auf das Heil ihrer Seelen verwenden können? Es ist ungewiß, und in keinem Falle zu beweisen, daß von tausend Käufern meines wohlfeilen Nachdrucks auch nur zehn Deine theure Ausgabe gekauft haben würden. Wir wollen aber den Fall als wirklich gelten lassen, wirst Du nicht roth, wenn Du durch Dein Toben gegen den Nachdruck das Geständniß ablegst, Du wolltest lieber neunhundert und neunzig Leser, als zehn Käufer verlieren? Daß mein Unternehmen Deinen Werken Gemeinnützigkeit, und Deinem Nahmen Ruhm und Glanz verleiht, ist eben so klar, als es ungewiß ist, daß durch dasselbe Dir auch nur ein Heller klingende Münze entgeht. Und dennoch schämst Du Dich nicht, mich einen ehrlosen Menschen und einen des Galgens würdigen Dieb zu

schimpfen! Wahrlich, es gibt keine größere Satyre auf die Schriftsteller, als ihr Schreyen gegen den Nachdruck, und wird dieser je verbothen, so ist das Verboth ein bleibendes Denkmahl der Schande für eine Menschenklasse, von welcher man mehr als von jeder andern erwarten sollte, daß ihr das Gold wenigstens nicht für der Güter höchstes gelte, nnd daß ihr die Wahl zwischen seinem Klange und dem lockenden Silbertone des Ruhms nicht einen Augenblick schwer fallen könne. Entweder ist das Bücherschreiben ein Handwerk, oder es ist keines. Im ersten Falle treibt das Handwerk im Schweiß Eures Angesichts, nud laßt Euch, gleich dem Schuster und Schneider, Euer Macherlohn in dem Augenblicke bezahlen, in welchem Ihr Euer Stück Arbeit dem Kundmanne ausliefert. Im andern Falle aber streckt die Hände nach dem Lorber, und nicht nach dem schnöden Buchhändler-Solde aus. Die Musen haben sich noch immer an Jedem gerächt, der sie zu seinen Brotspenderinnen erniedrigen wollte, und gewiß würde der Geist manches berühmten Schriftstellers in einem ganz andern Glanz erscheinen, wenn die Sorge für den Leib nicht so vielen Antheil an seinen Schöpfungen hätte. Wahrlich, gereichte der Nachdruck auch dem Schriftsteller-Erwerb zum Schaden, so müßte man ihn als eine gerechte Strafe

der Gemeinheit betrachten, die Geschenke der Musen zu einer Erwerb-Quelle zu machen, und Heil ihm und der Welt, wenn er es dahin bringt, daß alle Schriftsteller die Feder wegwerfen, die sich ihrer wie der Bauer des Pflugs und der Schuster des Pfriems bedienen!

Es ist schon tausend Mahl gesagt worden, und auch ich sage es wieder, daß der Grund gegen den Nachdruck, nähmlich Schmälerung des Buchmacherlohns, zu viel, und also Nichts beweist. Darf man nähmlich aus diesem Grunde den Nachdruck verbiethen, so müßen eigene Schergen bestellt werden, die Jedem, der ein ihm geliehenes Buch liest, dasselbe sogleich aus der Hand reißen, und ihn als einen Dieb an dem erhabenen Verfasser und seinem Verleger vor den Richter schleppen. Man muß alle Leihbibliotheken verbrennen, und alle Lesegesellschaften mit größerer Strenge ausrotten, als wenn in ihnen Verschwörungen gegen den Staat geschmiedet würden. In der That, daß Manche, ohne die Gelegenheit, ein Buch umsonst zu lesen, dasselbe kaufen würden, läßt sich mit mehr Sicherheit annehmen, als die gleiche Voraussetzung bey einer ächten Ausgabe und dem Nachdruck, und wenn daher einer der vielen, zum Theil sehr albernen Gegner des letzten es zu einer Gewissenssache macht, Bü-

cher, die man bezahlen kann, trotz der Gelegenheit, sie umsonst zu lesen, sich selbst anzuschaffen, so muß man bekennen, daß seine Zumuthung, wenn gleich in einem hohen Grade unverschämt, doch ganz folgerecht ist. Wie kann es auch anders seyn, als daß man auf die größten Ungereimtheiten verfällt, wenn man, wie die Gegner des Nachdrucks, beweisen will, der Schnee sey schwarz?

Doch, schließt endlich Sempronius, mit den Leuten, die im Ernst den Schnee für schwarz halten, muß man gar nicht streiten wollen, und ich werde mich daher auch keineswegs wundern, wenn ich Dich, mein guter Titius! trotz aller Gründe, die ich Dir zu Gunsten meiner Sache ans Herz gelegt habe, womöglich noch unbändiger als bisher auf dem Nachdruck und die Nachdrucker schimpfen höre. Magst Du fortfahren, Deines geringen Orts den Schnee für schwarz zu halten, wenn es Dir nur nicht gelingt, zum Verderben der Leute, die für die Wahrheit, daß er weiß ist, leben und sterben, Deinen Irrthum zu einem Glaubens-Artikel zu machen.

V.

Ueber den Büchernachdruck.

Summe der vorangegangenen vier Untersuchungen.

Die vier Untersuchungen über den Büchernachdruck, die uns bisher beschäftigten, liefern den Beweis, daß die Schriftsteller, wenn sie mit ihren Verlegern den Nachdruck verbothen wissen wollen, ihr Begehren auf folgende, schlechterdings ungereimte Sätze gründen müßen.

I. Weil ein Schriftsteller, um seine Gedanken der Welt mitzutheilen, Schriftzeichen in eine gewiße Reihe stellen muß: so hat er das Recht, allen Buchdruckern der ganzen Welt zu verbiethen, daß sie diese Schriftzeichen in derselben Ordnuug auf dem Papier erscheinen lassen. Oder mit andern Worten, wer es sich erlaubt, ein A, ein B, ein C zu setzen, wo er eins gesetzt hat, macht sich eines Diebstahls an ihm und seinem Verleger schuldig.

II. Ein Schriftsteller, der seine Waare verkauft, hört trotz des Verkaufs nicht auf, der einzige Eigenthümer dieser verkauften Waare zu seyn.

III. Ein Schriftsteller darf Andern ihre natürlichen Rechte unter dem Vorwand entziehen, daß die Ausübung derselben sich mit seinem Vortheil nicht vertrage.

IV. Einem Schriftsteller, der über Schaden klagt, muß man aufs Wort glauben, wenn gleich der Beweis seiner Klage eine reine Unmöglichkeit ist.

V. Ein Schriftsteller hat das Recht, zu verlangen, daß der Staat ihn gegen einen Schaden schütze, der, wenn er auch nicht bloß in der Einbildung bestände, nur die Folge seiner eigenen Nachläßigkeit wäre.

Neben diesen ungereimten Ansprüchen gibt ein Schriftsteller, der den Nachdruck nicht dulden will, auch noch zu erkennen,

I. daß er nur für reiche, und nicht auch für arme Leute schreibt, weil er ein Geschrey erhebt, so bald für die letzten eine Ausgabe gedruckt wird, die sie bezahlen können, und

II. daß er als eine wahre, niedrige und gemeine Krämer-Seele lieber viel Geld, als viele durch ihn ergetzte, belehrte und gebesserte Leser zählt.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils,

fünfte Abtheilung.

I.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, und Matthias Claudius, gewöhnlich Asmus, Bothe zu Wandsbeck genannt, in der andern Welt.

Ein Lied des Herrn Barons de la Motte Fouqué in seinem Frauentaschenbuche aufs Jahr 1821 erzählt, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg sey von dem früher verstorbenen Claudius, der hier dem Sylbenmaß eine Sylbe seines Nahmens opfern, und Claudjus heißen muß, droben bewillkommt worden. Doch man muß die erbaulichen Verse selber lesen. Nun kommt, so heißt es,

„Nun kommt das liebe Älternpaar, —
Wer nennt, wer zählt die seelge (selge) Schar? —
Doch Claudius, lieber Claudius, Dich,
Dich nenn' ich doch, und freue mich.“

„Du streichelst ihm das liebe Herz,
Und sprichst: Ist da noch Blut und Schmerz?
Mein Fritz, die Wunde saug' ich Dir.
Nun sind wir froh mitsammen hier.“

Man kann lächeln, und immer lächeln, und doch ein Bösewicht seyn, sagt Hamlet beym Shakespear, und man kann reimen und immer reimen, und doch ein großer Dichter gescholten werden, muß in Deutschland jeder unbefangene Freund der ächten Musenkunst ausrufen, wenn er manche mit gefeyerten Nahmen prangende Verse liest. Doch wir lassen den poetischen Werth der so eben angeführten Strophen auf sich beruhen, und fragen nur: Was soll man denken, wenn ein neuer Ankömmling im Himmel von einem frühern Bewohner desselben, indem dieser ihm das liebe Herz — streichelt, gefragt wird, ob da noch Blut und Schmerz sey? Wenigstens ist es eine eben so neue, als trostlose Lehre, daß die armen Sterblichen ihre Wunden und ihre Schmerzen in den Himmel mitnehmen müßen. Wie ekel erregend ist zugleich das Wundensaugen, zu welchem sich Claudius gegen seinen Fritz erbiethet!

Rühmen muß man übrigens, daß Claudius auch droben dem Character, den er unten behauptete, völlig gleich bleibt. Ein wenig poetisches Gefühl

war sein ganzes Verdienst, und nie hat sich ein Dichter weniger darum bekümmert, ob die Gedichte, die er hervorbrachte, den Forderungen der Kunst genügten, oder nicht, als er. In seiner naiven Barbarey behauptete er sogar, seine Verse wären so nachläßig hingeworfen, weil sie so nachläßig hingeworfen seyn sollten, und war ordentlich stolz darauf, selbst die Gesetze der Sprache und des Rhythmus, die ihm freylich sehr lästige Fesseln seyn mochten, mit Füßen zu treten. Doch um den Geist seiner Poesie ganz zu bezeichnen, ist es genug zu sagen, daß sie seinem angenommenen Bothencharacter vollkommen entspricht. Indessen fand der Wandsbecker Leyermann, wie er im Spaß sich selber nannte, und im Ernst zu heißen verdiente, seine Bewunderer, und kümmerte sich, indem der große Haufe der Leser ihm reichlich Beyfall spendete, wenig um das Achselzucken des bessern und vernünftigern Publikums. Wenn er vom „Lausegold“ sang, oder sich über „den fatalen sauren Ruch aus dem Magen seines Vetters Andres“ beklagte, so rümpften seine Jünger nicht die Nase über die saubern Blümchen, sondern klatschten in die Hände. Und die nähmlichen Leute erklärten, wenn in seinen Schriften Possenreißen mit Jacob Böhmscher mystisch-frommer Schwärmerey gar seltsam abwechselte, jenes

unbedingt für Laune, und dieses für christlich-philosophischen Tiefsinn.

Daß dergleichen poetische Bothen und bothenmäßige Poeten in Deutschland gar nicht aussterben können, davon liefern unsere Tage nur zu viele leidige Beweise. Der längst vergessene Claudius hat neuerlich wieder ein Heer von Nachahmern gefunden, die, indem sie sein Andenken mit Gewalt erneuern wollen, ihn in allen seinen Fehlern übertreffen, und in seinen wenigen Vorzügen weit hinter ihm zurückbleiben.

In der vor uns liegenden Todtenfeyer, um noch ein Mahl auf sie zurück zu kommen, nennt der Dichter den Grafen Stolberg den hellen, und sich den dunkeln Fritz. Ich gestehe es, ich möchte lieber gar nicht Fritz, als der dunkle Fritz heißen, und was Fritz Stolberg betrifft, so ist allerdings zu hoffen, daß ihm nun in den Wohnungen des Lichts die Augen über das, was Licht ist, gehörig aufgegangen sind, und daß er also seinem Freund, dem Dichter, das Beywort nicht übel nimmt, mit welchem dieser seines Nahmens Gedächtniß gefeyert hat.

II.

Glosse über Sprachneuerungen.

Unsern neuesten Sprachneuerern pflege ich meistens beyzustimmen, ohne jemahls einem von ihnen zu folgen. Hoch über jeder Sprachlehre, ihr Verfasser heiße Adelung, Campe, oder Wolke, steht das unbedingte Sprachgeboth, das wir unter dem Nahmen Sprachgebrauch kennen. Dieser mächtige Gebiether läßt sich schlechterdings nicht mit Gewalt bezwingen, sondern höchstens — überlisten. Tausend Mahl hat uns schon die Erfahrung belehrt, daß so wenig Heil durch grammatische Umwälzungen zu erlangen ist, als durch politische, und doch sehen wir täglich neue Unzufriedene auftreten, die wenn nicht Ströme von Blut, doch Ströme von Tinte vergießen, und förmliche Verschwörungen anzuzetteln suchen, um — einen armen Buchstaben vom Throne zu stoßen. Wo ist die Sprache, welcher man keine Anomalien vorwerfen kann? Und wird nicht auch die

Ausnahme zur Regel, wenn sie alle Stimmen für sich hat? Fast möchte ich fragen, ob wir etwa darum so ängstlich sind, stets folgerecht zu sprechen und zu schreiben, weil wir wissen, daß wir desto weniger folgerecht zu handeln pflegen?

Eine der neuesten Sprachneuerungen, die mir fast noch mehr mißfällt, als Jedermann, ist Jean Pauls Wegwerfen des Buchstabens s im Genitiv zusammengesetzter Sachwörter, durch das er, nicht zufrieden, alle seine Landsleute, sie seyen Minister, Räthe, Geistliche, Gelehrte, Künstler, oder Handwerker, in Landleute zu verwandeln, sich sogar mit einer bey Dichtern seltenen Kühnheit an der Residenz Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen vergreift, indem er der guten Stadt, die seit ihrer Erbauung St. Petersburg hieß, gewaltthätigerweise den Nahmen St. Peterburg aufdringt. Auch um nicht sich selbst den Vorwurf eigennütziger und selbstsüchtiger Plane zuzuziehen hätte er sein Aufruhrpredigen gegen das arme s unterlassen sollen. Wenigstens weiß ich nicht, was er antworten könnte, wenn irgend ein Spottvogel ihn beschuldigte, es sey ihm bey der Neuerung nur darum zu thun, sich durch den verbanntem Buchstaben zum einzigen Legationrath in der Welt zu machen. Die meisten Sprachneuerungen sind für jeden Leser wahre

Steine des Anstoßes, und sollten daher nur solchen Schriftstellern erlaubt seyn, die gar nicht gelesen werden. Ich würde, hätte ich nur die Macht dazu, der Censur befehlen, statt daß sie die Bücher anderer Schriftsteller durch Streichen verkürzt, jede ihr zukommende Jean Paulsche Handschrift wenigstens durch Einschalten der ihr von ihrem Verfasser widerrechtlich vorenthaltenen Buchstaben zu verlängern. Will denn der Repräsentant des deutschen Humors schlechterdings, daß ihn Niemand bewundere, ohne sich zugleich über ihn zu ärgern? Es werden wahrlich Jahrhunderte vergehen, ehe nur zehn Federn der seinigen Staatpapiere, Hundtage, Kriegfuß, Krankheitlehre, Amtpflicht, Lebenlauf u. s. w. nachschreiben. Man hat nie Recht, wenn man es gegen die ganze Welt haben will.

III.

Freymüthige Worte über literarische Gegenstände.

1.

Kunst und Genie.

Das Genie ist für die Kunst eben so unentbehrlich; als es ihr — hinderlich ist.

2.

Deutsche Klassiker.

Die deutschen Klassiker, von welchen manche unserer angeblich unterhaltenden und gelehrten Tagblätter zu prahlen nicht müde werden, wo sind sie? Ich kenne nur Einen, und dieser heißt — Klopstock.

3.

Wieland.

Wieland war ein geistreicher Kopf und ein schöner Geist im besten Sinne des Worts, aber um Dichter in einem hohen Grade zu seyn, fehlten ihm Gemüth und Phantasie. Den strengen Regeln der Verskunst sich zu unterwerfen, hat er in seinem Leben nicht gelernt, und er verachtete sie wie der Fuchs in der Fabel die ihm zu hoch hangenden Trauben. Daß man die Prosa, die er schrieb, zum Theil noch jetzt musterhaft findet, ist ein Beweis, daß man zum Theil noch jetzt keine Ahnung hat, was es heißen will, gute Prosa zu schreiben. Ohne mich hier in eine weitere Zergliederung ihrer Fehler einzulassen, erinnere ich nur an seine Perioden, die einem Irrgarten gleichen, aus welchem sich der Künstler, der ihn anlegte, selbst nicht mehr zu finden weiß. Übrigens Ehre dem Gedächtniß des Mannes für das, was er seiner Zeit war, wenn er auch der unsrigen kein Muster mehr seyn kann!

4.

Die verstummten Schulumwälzer.

Aus dem Schweigen gewißer Kinderlehrer, die noch vor einigen Jahren mit ihrem Kindergeschrey die

ganze vernünftige Welt betäubten, schöpfe ich die angenehme Hoffnung, daß sie klüger geworden, und also auf dem Wege sind, so treffliche Lehrer zu werden, als man sie nur immer vor hundert Jahren finden mochte.

5.

Shakespear und die Deutschen.

Ich wollte, die Deutschen hätten den Shakespear nie, oder erst in einem reifern Alter ihrer Dichtkunst, zu welchem sie noch bis auf diese Stunde nicht gelangt sind, kennen gelernt. Wir haben ihm viel Geist auf Kosten der Kunst und des guten Geschmacks zu danken, und der Wilde hat die Wilden noch wilder gemacht.

6.

Shakespear und Voltaire.

Wenn ich gestehe, daß ich lieber Voltaire als Shakespear seyn möchte, so wird zwar der größte Theil des von dem karfunkelnden Kritiker, Franz Horn, kürzlich verzeichneten jetztlebenden poetischen Deutschlands den Bannfluch über mich aussprechen, aber ich bin der gewißen Hoffnung, daß die Musen mich wieder von ihm entbinden werden.

7.

Deutsche Prosa.

Es ist gar keine Frage, daß die Deutschen in der Kunst Prosa zu schreiben noch weiter zurück sind, als in der Kunst Verse zu machen. Unter unsern Dichtern findet man jezuweilen noch einen halben Künstler, aber unsere Prosaiker sind sammt und sonders Naturalisten, und ich wette, ein ausgesetzter Preis für eine völlig tadellose Zeitungsanzeige könnte allenfalls von einem Geschäftsmanne, aber von keinem Romanendichter, oder sonst einem der schönen Prosa Beflissenen gewonnen werden.

8.

Das mangelhafte Ganze.

Die vorzüglichsten poetischen Werke der Deutschen sind in der Regel nur wegen ihrer Einzelnheiten zu rühmen, während sie als Ganzes dem strengsten Tadel unterliegen, und an einen Zeichner erinnern, der Augen, Ohren, Nasen und alle einzelnen Theile des menschlichen Körpers vortrefflich, und doch keine erträgliche Figur zeichnen könnte.

9.

Strenge gegen angehende Poeten.

Meint Ihr es gut, mit Euren angehenden Poeten, so hört nicht auf, die besten und hoffnungsvollsten von ihnen durch den strengsten Tadel, und selbst durch wegwerfende Urtheile zu erzürnen.

10.

Asmus und Voltaire.

Wenn ich mich erinnere, daß weiland der arme Wandsbecker Bothe in seiner lieben Einfalt sich sogar an einem Geist wie Voltaire zum Ritter reimen wollte, so kann ich mich noch jetzt des Lachens nicht erwehren.

IV.

Über die Schuldforderungen der deutschen Poeten und ihrer Weiber und Kinder an die Nation.

Unsere Tagblätter, die täglich zwar an Menge und Alter, aber wahrlich nicht an Weisheit zunehmen, machen es sich zu einem besondern Geschäft, dem lieben Vaterland Undank gegen seine lebenden und todten, die Verskunst treibenden Söhne vorzuwerfen, und erst neuerlich ist wieder in einem derselben der Versuch gemacht worden, für den verstorbenen Schiller ein Denkmahl, und nebenher für die noch lebende Frau von Schiller, und die etwaigen jungen Herrn von Schiller und jungen Fräulein von Schiller ein Landgut zu ertrotzen.

Man traut in der That seinen Augen kaum, wenn man liest, was der Übermuth eines Winkelschreibers, der nicht einmahl seinen Nahmen kund werden zu lassen wagen darf, und in jeder Zeile ver-

räth, nicht, wessen Geistes Kind, sondern daß er keines Geistes Kind ist, sich erlaubt.

Wenn Deutschland in den funfzehn Jahren seit Schillers Tod keiner der Aufforderungen zur Errichtung eines Denkmahls für ihn Gehör gab, so ist es klar, daß es sich entweder zu dieser Art von Dank gegen den verstorbenen Dichter nicht für verpflichtet, oder sie aus andern Gründen nicht für nöthig erachtet, und das Denkmahl würde also, gesetzt es käme jetzt noch zu Stande, für den zu Verewigenden nur einen sehr zweydeutigen Werth haben. Ein Denkmahl, wenn es seinen Zweck erfüllen soll, muß das Werk einer freywilligen Entschließung wenn nicht des größern, doch des beßern Theils der Nation seyn, und es darf also weder ertrotzt, noch erbettelt werden.

Fragen wir aber, bedarf ein Dichter überhaupt eines Denkmahls, so werden wir uns bald von selbst erklären, warum die besten und die weisesten Nationen von jeher so sparsam mit dieser Ehrenbezeugung waren. Das einzige ächte und unvergängliche Denkmahl eines Dichters, der dieses Nahmens würdig ist, sind seine Werke, und welch ein unnützes Beginnen ist es also, sein Andenken durch Eisen oder Stein verewigen zu wollen! Eine Gedächtnißsäule würde Schillers Ruhm nicht nur nicht ehren,

sondern ihm sogar schaden, weil sie die Besorgniß ausspricht, er möchte ohne sie untergehen. Die Nachwelt wird die Bildsäule des Dichters, wenn nicht zugleich seine Werke zu ihr gelangen, für unverdient, und im entgegengesetzten Falle für unnütz erklären. Aber auch noch von einer andern Seite ist jedes Denkmahl ein ganz und gar unzulängliches Mittel, das Andenken eines Dichters zu erhalten. Errichtet man z. B. das Schillersche in einer so mäßigen Stadt, als Weimar ist, so frage ich, wo sein Ruhm in Wien, in Berlin, in Dresden, in München, in Stuttgart, in Hamburg, in Frankfurt, und — in Krähwinkel bleibt? Und ob eben daher die Leute, die so ängstlich für seine Verewigung besorgt sind, nicht besser thäten, sich mit ihrem Anliegen, statt an das Publikum, in jeder deutschen Stadt an den berühmtesten Gastwirth zu wenden, der sich durch die Hoffnung, wenigstens die durchreisenden schönen Geister in seine Herberge zu locken, leicht wird bewegen lassen, die Büste eines der gepriesensten Dichter als Schild auszuhängen?

Nun denn; wenn es mit dem Denkmahle Nichts ist, so sorgt wenigstens besser als bisher für die vielen lebenden Dichter-Heroen, und wenn der Tod sie Euch raubt, für ihre Weiber und Kinder, höre ich die Bildsäulenwerber sagen, und bin kühn genug,

im Nahmen des Publikums auch diese Forderung zurückzuweisen.

Ich will mich auf die Frage, ob die Welt überhaupt immer eines neuen Dichter-Nachwuchses, besonders da sie bereits seit Jahrtausenden mit nicht zu übertreffenden poetischen Meisterstücken überflüßig versehen ist, bedarf, nicht einlassen, obgleich ihre Beantwortung sehr zu meinem Zweck dienen würde. Aber auch selbst die Nothwendigkeit der Dichter vorausgesetzt, folgt noch keineswegs eine Verbindlichkeit für das Publikum, stets die Hände für sie in den Taschen zu haben. Des Dichters Lohn ist — Beyfall und treibt er ein Gewerbe mit seinem Witz, so hat er es nicht mit seinen Lesern, nicht mit dem Publikum, sondern mit seinem Verleger zu thun. Es ist in der That widersinnig, daß Jemand den Geldbeutel seines Nächsten unter dem Vorwand in Anspruch nimmt, er habe sich um sein Vergnügen, oder um seine Bildung verdient gemacht, ohne daß dieser von ihm vergnügt, oder gebildet zu werden verlangte. Und setzt sich der Dichter durch ein solches Begehren nicht mit den herumziehenden Geigern und Pfeifern in Eine Klasse, die Hörer und Nichthörer für ihre unbestellte Musik in Anspruch nehmen?

Welchen Antheil haben endlich Weib und Kinder eines Dichters an seiner Poesie, daß diese sogar

auch ihnen vergolten werden soll? Wird etwa durch keifende Weiber und schreyende Kinder die schlummernde Begeisterung geweckt? Oder ist Hymen gar ein zweyter Apollo, und wächst dem Dichter, wenn er durch das Band der Ehe gebunden wird, ein Flügelpaar, um auf den Helikon zu fliegen? Oder rauben ihm nicht umgekehrt die Freuden wie die Leiden des Ehestands wenigstens seine Muße, wenn sie auch seine Muse nicht von ihm verscheuchen? Was ist natürlicher, als daß das Zeugen leiblicher Kinder auf Kosten der geistigen geschieht? Und wie können also Poetenweiber und Poetenkinder noch von dem durch sie verkürzten leselustigen Publikum eine Belohnung fordern? Wenn überhaupt eben dieses Publikum selbst dem verdienstvollsten Dichter höchstens solche Ansprüche zugesteht, mit welchen dem Magen Nichts gedient ist, so weiß man nicht, was man sagen soll, wenn Leute auftreten, die für seine Wittwe und seine Kinder sogar Rittergüter ertrotzen wollen. Wäre es, wenn man uns den Genuß der Dichterwerke so unmäßig vertheuern will, ein Wunder, wenn Jeder, um wenigstens keine Poeten-Wittwen und Waisen versorgen zu müssen, die Zeiten wieder herbey wünschte, wo nur Mönche sich mit dem Bücherschreiben abgaben?

Die Wittwe und die Waisen des größten Dich-

ters haben also kein anderes Recht an die öffentliche Milde, als — ihre Armuth, und gehören mit der Wittwe und den Waisen des geringsten Schuhflickers auf Eine Liste.

Ich gestehe es, daß Behauptungen, wie die bisherigen, der Poeten-Eitelkeit nicht schmeicheln. Aber ich frage zugleich, ob man will, daß ich dieser schmeichle?

V.

Bürgers Lenore.

Noch immer findet man es der Mühe werth, nachzuforschen, woher der verstorbene Bürger den Stoff zu seiner bekannten Ballade, Lenore, genommen habe. Was glaubt man denn durch die Entdeckung zu gewinnen? Nicht der Stoff, sondern die Art, wie der Dichter ihn behandelt, begründet sein Verdienst. Übrigens verräth der Geist des ganzen Gedichts einen Ursprung aus früherer Zeit, und da Bürger, wie es scheint, der Erörterung dieses Umstands immer ausgewichen ist: so geschieht ihm wohl nicht zu viel, wenn man ihn beschuldigt, er habe sich auch das ihm nicht gebührende Verdienst der Erfindung zueignen wollen. Ohne Zweifel wird früher oder später der Zufall ans Licht bringen, was bis jetzt keiner Nachforschung gelungen ist.

Bey dieser Gelegenheit sey mir auch noch die Bemerkung erlaubt, daß in der Dichtart, zu welcher die Lenore gehört, diese vorzüglich es ist, auf welche meinem Bedünken nach Bürgers Ruhm gegründet werden muß. Am wenigstens möchte die Pfarrers Tochter von Taubenhain, die beynahe noch mehr Beyfall fand, als die Lenore, vor dem Richterstuhle der Kritik bestehen.

VI.

Blätter aus einem Gedenkbuche.

1.

Galgenfurcht.

Den Menschen, der bloß aus Galgenfurcht das Stehlen unterläßt, mögt Ihr immer an den nächsten besten Galgen hängen.

2.

Die Freunde.

Welch ein größerer Mann würde mancher große Mann seyn, wenn er keine Freunde hätte!

3.

Die Sterblichen.

Jeder Lebende ist von der Geburtsstunde an ein Sterbender, weil er ein Sterblicher ist.

4.

Liebe und Ehe.

Von der Liebe befreyt uns die Ehe, und von der Ehe der Tod.

5.

Das Gold.

Das Gold ist das Gehirn mancher Reichen.

6.

Schlauheit.

Es ist in der Regel eine große Dummheit, wenn man schlau seyn will.

7.

Poeten-Ehrgeiz.

Es ist kaum gefährlicher, einem König nach seiner Krone, als einem Dichter nach seinem Lorberkranz greifen.

8.

Die Wahrheit.

Die Wahrheit ist eine vortreffliche Arzney. Aber sie heilt keinen Kranken, dem man sie aufdringen muß.

9.

Dummheit.

Mancher würde ein Narr seyn, wenn er kein Dummkopf wäre.

10.

Die Langeweile.

Niemand macht Langeweile, wer keine hat.

11.

Schmeicheln.

Man sollte schon aus dem Grunde keinem Menschen schmeicheln, weil Jeder sich diesen Dienst selbst zu erzeigen pflegt.

12.

Die Hoffnung.

Die Hoffnung ist eine eben so falsche und treulose Göttinn, als das Glück, und daher können ihr auch, wie diesem, nur Thoren vertrauen.

13.

Deutsche Schwärmerey.

Bey der neuesten deutschen Schwärmerey muß

nothwendig das vernünftige Ausland in den Ausruf ausbrechen: Ihr armen Deutschen wollt mit Gewalt Narren seyn, und habt doch nicht die geringste Anlage dazu.

14.

Weltverbesserer.

Man muß sich schon aus dem Grunde gegen alle Weltverbesserer auflehnen, damit die Welt durch sie nicht noch schlechter wird, als sie bereits ist.

VII.

Taschenbücher und Almanache.

1.

Die Taschenbücher und Almanache sind durch ihre Kleinheit, durch ihre Menge, durch den Ekel, den die meisten bey zartfühlenden Personen erregen, und durch ihr kurzes Leben die Insecten der Bücherwelt. Die Ähnlichkeit erstreckt sich öfters sogar auf den Einband, indem die Deckel manches Taschenbuchs mit den Flügeldeckeln manches übrigens garstigen Käfers in die Wette glänzen.

2.

Was hat das alte Buch hier zu thun? sprach eine Dame zu ihrer Freundinn, auf deren Tische sie am neuen Jahrstage 1820 ein Taschenbuch auf das nähmliche Jahr liegen sah.

Ärgerlich genug, erwiederte die Andere, daß sich

mein Mädchen Alles zehn Mahl befehlen läßt! Es ist schon länger als vier Wochen, daß ich sie das abgenutzte Spielzeug in die Rumpelkammer werfen hieß. Dafür soll es aber auch jetzt auf der Stelle geschehen. Ich will nicht zum zweyten Mahl wegen der nachläßigen Dirne mich schämen müßen.

3.

A. Denke Dir, Freund, mein Erstaunen! Ich habe immer geglaubt, Pusillus sey ein großer Einfaltspinsel. Aber auf einmahl lese ich in Klingklangs Taschenbuche Gedichte und Erzählungen von ihm.

B. Denke Dir, Freund, auch mein Erstaunen! Ich habe immer geglaubt, dieser Pusillus sey ein Mensch von ganz erträglichem Verstande. Aber seit ich in Klingklangs Taschenbuche seine Gedichte und Erzählungen gelesen habe, weiß ich, daß er ein großer Einfaltspinsel ist.

4.

Wilhelm Gottlieb Becker! Unsterblicher Nahme! Er hat das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen gestiftet, und Gott weiß, wie manches liebe Jahr herausgegeben.

5.

Nie wird mehr gebettelt, als aus Gelegenheit der Almanache und Taschenbücher. Mancher Herausgeber bettelt bey manchem Dichter um Mittheilungen, und mancher Dichter bettelt bey manchem Herausgeber, daß er von ihm annehme, um was er bey Andern bettelt.

VIII.

Über Weiber.

1.

Um der Weiber willen begehen wir unsere meisten, unsere größten, und unsere verzeihlichsten Thorheiten.

2.

Keine Frau ist häßlich, wenn sie jung, und keine ist schön, wenn sie alt ist.

3.

Es gibt böse Frauen; es gibt böse alte Jungfern; aber es gibt keine bösen Mädchen.

4.

Die Männer sind treulos, aber die Weiber nur unbeständig.

5.

Man nenne immer das weibliche Geschlecht das schwächere. Jedes Weib ist doch das stärkere einem Manne gegenüber.

6.

Die Männer sind die Sclaven der Weiber, aber die Weiber sind unsere Leibeigenen.

7.

Den Weibern ist es bey ihrer Herrschsucht nicht um das Herrschen, sondern bloß um die Gewalt ihrer Schönheit zu thun, die sie herrschend zeigen wollen.

8.

Welche schöne Zusammenstimmung! Die Weiber wollen betriegen, und die Männer wollen betrogen seyn.

9.

Je schöner ein Weibergesicht ist, desto größere Verwüstungen richtet es in einem Männerherzen an.

10.

Ich wollte immer noch leichter eine Eva finden, die ihren Adam nicht verführen will, als einen Adam, der sich von seiner Eva nicht verführen läßt.

11.

Das Hassenswürdigste an den Weibern ist, daß wir sie nicht hassen können.

12.

Der Mann, der ein Weib nimmt, muß nicht nur ein Herz, sondern auch Herz haben.

13.

Ein Weib, die einen Liebhaber hat, freut sich der Eifersucht ihres Mannes, weil er sich durch diese Leidenschaft ebenfalls als einen ihrer Liebhaber, deren sie nie genug haben kann, ankündigt.

14.

Wäre es möglich, alle Spiegel auf einmahl zu zernichten, so würden wir unsere Weiber und Mädchen stets nur an Bächen und an den Ufern klarer Flüsse suchen müßen.

15.

Die weibliche Gefallsucht ist sehr schmeichelhaft für unser Geschlecht, und wir sollten sie daher nicht als Eitelkeit verspotten.

IX.

Zweyte Scene aus einer neuen, nicht fürs Theater bestimmten Bearbeitung des Holbergschen Lustspiels:

Das arabische Pulver.

Schmul, ein Jude, und Nimmweg.

Schmul.

Laßt Euch küssen, mein theuerster Herr! wenn ich Euch gleich in meinem Leben zum ersten Mahl sehe.

Nimmweg.

Hebe Dich hinweg, Jude! Des Teufels Großmutter, mit der Du wahrscheinlich in Wahlverwandtschaft stehst, magst Du küssen, aber keinen ehrlichen Mann, wie mich, nach welchem der Galgen seinen gewaltigen Arm bis jetzt immer noch vergeblich ausgestreckt hat.

Schmul.

Des Teufels Großmutter? Diese würdige Dame hoffe ich freylich seiner Zeit noch zu umarmen. Aber bis diese meine Sehnsucht befriedigt wird, solltet Ihr, mein werther Herr! Euch nicht so spröde gegen mich betragen. Das Küssen, müßt Ihr wissen, ist meine Leidenschaft, und leider gehen mir eben daher alle Einwohner dieser Stadt schon auf tausend Schritte aus dem Wege. Aber wenn Ihr auch von mir nicht geküßt seyn wollt, so gebt wenigstens dem ehrlichen Schmul einen Bissen Brot zu verdienen. Oder mit andern Worten, laßt mich fragen, ob Ihr Nichts zu schachern habt.

Nimmweg.

Ob ich Nichts zu schachern habe? Für alle Juden der ganzen Christenheit habe ich zu schachern. Mein Handwerk, mußt Du wissen, ist Goldmachen. Aber heute bin ich gerade nicht in der Laune, zu arbeiten, und wenn Du also Lust und Geld hast, einige Centner Gold zu kaufen, so gedulde Dich bis morgen, und Du sollst wenn nicht einen spitzbübischen, doch einen ehrlichen Gewinn bey mir machen.

Schmul.

O Herr, wenn nicht des Himmels, doch der

Erde! ist es wirklich wahr, daß Ihr Gold machen könnt? Ihr seht zwar aus, wie ein ehrlicher Mann. Aber wer kann Unglaubliches glauben?

Nimmweg.

Fast sollte ich Dir auf der Stelle Deinen Juden- und Judasbart in so schweres Gold verwandeln, daß ihn Dein Kinn nicht mehr tragen könnte, weil Du noch zweifeln kannst, ob ein Mann, wie ich, die Wahrheit sagt. Weißt Du nicht, Schurke! daß Niemand weniger lügt, als wir Goldmacher.

Schmul.

Ich bitte um Verzeihung, mein liebwerthester Herr! Ich habe immer gehört, wer behaupte, er könne Gold machen, lüge, und zwar bloß um auch betriegen zu können.

Nimmweg.

Ich will Dich bald auf bessere Gedanken bringen. Sind Dir viertausend Reichsthaler nicht zu sehr an die Seele gewachsen, so bist Du entweder morgen ein so guter Goldmacher, als ich, oder ich bin ein Spitzbube, wie Du.

Schmul.

Wahrlich, mein Herzensherr! ein Spottgeld für

eine Kunst, durch welche, wie ich mir einbilde, ein fleißiger Mann, wenn er sie von Grund aus lernt, mehr als viertausend Reichsthaler in Einer Stunde gewinnen muß. Aber, mein guter Herr! erlaubt einem einfältigen Mann eine einzige Frage. Wenn Ihr Gold machen könnt, wozu bedürft Ihr noch meiner viertausend Thaler? Und sind Euch diese nicht nöthig, warum wollt Ihr mich Eure Kunst nicht umsonst lehren?

Nimmweg.

Kann man ein Jude, und so ein Dummkopf seyn, wie Du? Mir ist freylich Nichts entbehrlicher, als der Bettel, den ich von Dir forderte, um Dein Lehrer in der Goldmacherkunst zu seyn. Aber bildest Du Dir ein, man dürfe einen Schächer Deines Gelichters in das tiefste und unschätzbarste aller Geheimnisse nur so einweihen, ohne daß er das geringste Opfer dafür bringt? Es ist Deine Schuld, daß Du ein Jude, und also schon beschnitten bist, sonst könntest Du Dich mit einem kleinen Schmerz von dem Verdruß; in Deinen Beutel zu greifen, loskaufen. Zwar sind schon mehrere Christen ohne einen Heller Geld, bloß weil sie sich mit glühenden Zangen zwicken ließen, von mir zu Adepten gemacht worden. Aber wegen Dir muß ich erst meine Obern fragen,

ob sie trotz Deiner Judenschaft Dich der nähmlichen Wohlthat würdig achten?

Schmul.

Ihr seyd wahrlich ein recht gütiger Herr gegen den armen Schmul. Der Vorschlag mit den glühenden Zangen gefällt mir um Vieles besser, als daß Ihr mir viertausend Thaler abfordert, und ich will morgen weiter über die Sache mit Euch sprechen, wenn ich sie erst beschlafen habe.

Nimmweg.

Ich lasse Dir Bedenkzeit, ob ich gleich nicht einsehe, was bey der Sache, besonders für einen Juden, noch zu beschlafen ist.

Schmul.

Lea, meine Frau, wird auch Eurer Meinung seyn. Aber als ich sie heirathete, ließ ich es auch an der nöthigen Überlegung fehlen, und von dem Tage an gibt es keinen bedenklichern Mann, als mich.

Nimmweg.

Auf diese Art kann ich Dir freylich Deine Vorsicht nicht verargen. Aber, Jude! meine

Schwachheit ist, daß ich ein großer Menschenfreund bin, der die Kunst Gold zu machen gern Jeden lehren möchte, der nur nicht ganz ein ausgemachter Taugenichts ist. Kannst Du mir also in dieser Stadt zu recht vielen Lehrlingen helfen, so sollst Du seiner Zeit desto sanfter gezwickt werden.

Schmul.

Herzlich gern will ich Euch helfen, ein Menschenfreund seyn. Und eben erinnere ich mich meines Nachbars, des Herrn Gernreich. Dieser sehr vornehme Mann hat sich die Kunst Gold zu machen schon so vieles Gold kosten lassen, als er, wenn er heute ihrer mächtig wird, vielleicht in seinem Leben nicht wieder hervorbringen kann. Viertausend Thaler werden ihm also ohne Zweifel nicht zu viel seyn, wenn er endlich einmahl in seinen Schmelztiegeln etwas mehr als Asche findet.

Nimmweg.

Der Mann und ich scheinen recht gut für einander zu passen. Doch möchte ich gern noch etwas mehr von seinen Eigenschaften wissen.

Schmul.

O er ist nicht nur der beste Mann unter der

Sonne, der das Goldmachen bloß zum Vortheil seines Nächsten lernen will, sondern zugleich auch zum Erstaunen gelehrt, und nahmentlich kennt er, wie die Leute sagen, die Natur so gut, als ob sie seine leibliche Mutter wäre.

Nimmweg.

Weg mit seinem Kennen und Wissen! Bey der Goldmacherkunst, wie ich sie zu lehren pflege, sind die liebe Einfalt und die viertausend Thaler, die er mir zahlen muß, die Hauptsache. Für dieses Opfer lernt sie der unwissendste Bauer so gut, als der ärgste Nimmersatt in der Vielwisserey.

Schmul.

Aber Herr Gernreich ist mißtrauisch gegen alle Goldmacher, weil er von allen betrogen worden ist.

Nimmweg.

Es ist seine Schuld, wenn er sich betriegen ließ. Warum zahlte er die Schurken, ehe sie ihm Wort gehalten hatten? Ich meines Orts nehme keinen Heller, bis mein Lehrling der Kunst vollkommen mächtig ist.

Schmul.

Ohne Zweifel macht der Herr sein Gold aus andern Metallen?

Nimmweg.

Eine alberne Frage. Nur Stümper bedürfen erst eines Metalls, um ein anderes hervorzubringen. Ich kann aus Allem, und, wie Du schon gehört hast, sogar aus Judenbärten Gold machen. Meistens bediene ich mich dazu der Scherben von zerbrochener Töpferwaare. Aber ich verliere meine Zeit mit Plaudern. Morgen, wenn Du mich in meiner Wohnung besuchst, kannst Du vielleicht ganz frisch gemachtes Gold haben.

Schmul.

Darf ich fragen, wo Eure Wohnung ist, mein goldener Herr?

Nimmweg.

Gleich im nächsten Gasthofe zum Goldfasan.

(Beyde gehen ab.)

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils,

sechste Abtheilung.

I.

Noch ein Wort über die Frage: Sollen die Recensenten sich nennen?

Wenn man eine Abendzeitung herausgibt, hat man vermuthlich weder Zeit noch Lust, ein Morgenblatt zu lesen, und ich wundere mich daher gar nicht, daß der Herr Hofrath, Friedrich Kind, in Dresden, welcher in jener Zeitung Nr. 35 vom Jahr 1820 sich gegen die ungenannten Bücherrichter mit einem Eifer, der bey weitem stärker ist, als die ihn unterstützenden Gründe, erklärte, auf einen zuerst im Morgenblatt und neuerlich im dritten Theil meiner prosaischen Werke abgedruckten, die gegenseitige Meinung behauptenden Aufsatz keine Rücksicht nahm. Oder erhebt man etwa, sobald man nach dem dramatischen Lorber wenigstens — die

Hände ausstreckt, sich so hoch über andere Sterbliche, daß eine Herablassung zu einem Erdensohne meines Gelichters, von welchem alle Welt weiß, daß er noch keinem Komödianten auch nur ein Wort in den Mund gelegt hat, gar nicht mehr möglich ist? Doch so klein ich auch in den Augen des Herrn Hofraths scheinen mag, das Zwerglein wagt wenigstens in dieser Sache sich mit dem Riesen zu messen, und läßt es darauf ankommen, was die Leute zu seiner Kühnheit sagen werden.

Der Herr Hofrath betrachtet das Recensiren von einer höchst ernsthaften Seite. Der getadelte Verfasser eines Buchs heißt bey ihm der Angeklagte, und das Urtheil selbst ein Vehmgericht, bey welchem es auf das Glück eines Menschen, und auf Erhebung oder Unterdrückung eines edlen Geists ankommt.

Schauert den Lesern nicht die Haut bey diesen fürchterlichen Vorstellungen? Die meinige, ich bekenne es, will sich nicht rühren, und ich finde mich bloß ein wenig zum Lachen gereizt.

Doch vor allen Dingen, und ehe ich mich auf die Gründe des Herrn Hofraths gegen nahmenloses Bücherbeurtheilen einlasse, erlaube er mir die Frage: Welche Freude es ihm macht — tauben Ohren zu predigen? Oder glaubt er im Ernst, es bedürfe bloß seiner Mißbilligung, um eine Einrichtung abzustellen,

an welcher Jeder natürlich um so fester hängt, je mehr er seine Rechnung bey ihr findet? Sind einmahl die Recensenten der Meinung, das Heraustreten aus ihrer bisherigen Verborgenheit sey gegen ihren Vortheil, was wird es helfen, wenn jede Nummer der Abendzeitung ihnen bey Vermeidung der Ungnade des Herrn Hofraths Kind befiehlt, auch nicht einmahl über ein Kochbuch ihre unmaßgebliche Meinung zu sagen, ohne sich mit Tauf- und Geschlechtsnahmen zu unterzeichnen? Kann er nicht die Gerechtigkeit bewegen, daß sie mit dem Schwerte drein schlägt, so wird er eben so leicht Berge versetzen, als es dahin bringen, daß jeder ergrimmte Schriftsteller, wenn er anders Lust und Muth hat, seinen Recensenten auf Pistolen herausfordern kann.

Wenn das Urtheil über ein Buch, um auf die Gründe des Herrn Hofraths überzugehen, irgend eine Folge haben kann, die nicht in seinem innern Werth liegt, so müßte man annehmen, das Publikum sey ein unmündiges Kind, welches sich von dem nächsten besten Tropf bereden lasse, das Weisse sey schwarz. Wer weiß es aber nicht, daß jede Recension, so gut als das recensirte Buch, wieder ihre Recensenten findet? Wer würde auch noch Bücher schreiben, wenn das Glück eines Buchs von einer ungerechten, und also elenden Recension abhängig wäre? Ist endlich

der getadelte Verfasser wehrlos gegen seinen Tadler? Oder ist das Publikum nicht täglich Zeuge von gelehrten Kriegen über Recensionen, bey welchen, wie immer, der Stärkere das Feld behauptet? Und wenn also nicht einmahl die schriftstellerische Ehre dem Verfasser eines Buchs durch unverdienten Tadel geraubt werden kann, wie sollte sogar sein zeitliches Glück durch sie gefährdet werden können? Oder werden etwa die Leute, die über dieses Glück zu entscheiden haben, sich nicht um so sorgfältiger nach dem Werth einer Recension, ehe sie dem mißhandelten Schriftsteller ihr Vertrauen entziehen, erkundigen, je gewißer es ist, daß man sogar ein völlig unberufener Schriftsteller, und doch ein sehr brauchbarer Geschäftsmann seyn kann?

Ein Recensent, behauptet der Herr Hofrath ferner, soll sich auch aus dem Grunde nennen, damit der Beurtheilte, oder in der Sprache des Herrn Hofraths der Angeklagte, die Competenz seines Richters untersuchen könne.

Seltsam, und abermahl seltsam. Was braucht es mehr, als das Urtheil selbst, um die Competenz des Richters zu erkennen? Ist das Urtheil gründlich, so ist der Mann, der es fällte, competent, er heiße Hinz oder Kunz, so wie im Gegentheil ein seichter, oder ungerechter Ausspruch durch den Nahmen des

Richters nicht das Geringste von seinem Unwerth verliert. Freylich, indem der Herr Hofrath behauptet, nur der Schriftsteller dürfe den Schriftsteller beurtheilen, muß er von der Hoffnung ausgehen, man werde auf diese Weise sich nie mehr über kritische Incompetenz zu beklagen haben. Aber wo ist der Beweis des Satzes, daß man sich nicht auf die Regeln der Kunst verstehen könne, ohne die Kunst selbst auszuüben? Oder seit wenn muß jeder Theoretiker zugleich auch ein Practiker seyn? Erfordert nicht vielmehr die Kunstlehre ganz andere Eigenschaften und ein ganz anderes Studium, als die Kunstübung? Und was ist also die Behauptung des Herrn Hofraths mehr als ein Machtspruch, dem man zu viele Ehre erweist, wenn man ihn mit Gründen bestreitet?

Aber weit entfernt, daß die Dichter selbst mehr Beruf als Andere zum Urtheilen über Werke ihres Fachs hätten, die Erfahrung lehrt sogar, daß gerade sie in der Regel die schwächsten Ästhetiker sind, und sogar nicht selten einen entschiedenen Mangel an Geschmack beurkunden. Wären exempla nicht odiosa, so konnte ich mich, was nahmentlich den letzten Vorwurf betrifft, auf mehrere unserer Taschenbücher berufen, deren Herausgeber man als sehr fruchtbare Dichter kennt. Aber indem der Herr Hofrath sich auf

Schiller für seine Meinung beruft, berufe ich mich gegen ihn für die meinige auf eben diesen Dichter, der in der Kritik keine andere als solche Proben abgelegt hat, die es nicht bedauern lassen, daß ihrer nicht mehrere sind. Ist es endlich selbst bey entschiedener Urtheilsfähigkeit nicht natürlich, daß ein Dichter, der seine Kunst liebt, unmöglich geneigt seyn kann, ihr seine Muße zu entziehen, um sie dem undankbaren Geschäft der Bücherrichterey aufzuopfern?

Wenn ferner der Herr Hofrath behauptet, die Kritik werde besser, bescheidener, wahrer werden, wenn die Kritiker sich nennen, so zeigt er sich als einen Mann, der — an Wunder glaubt. Oder wäre es etwa kein Wunder, wenn alle unberufenen Kritiker sogleich verstummten, sobald man sie nöthigte, sich zu ihren Urtheilen mit ihrem Nahmen zu bekennen? Oder wird etwa gar ein neuer Geist in einen armen recensirenden Schächer fahren, sobald er seine Maske ablegt? Gesetzt aber auch, eine mit dem Nahmen ihres Verfassers erscheinende Kritik sey, um die tautologische Sprache des Herrn Hofraths beyzubehalten, immer die beste, die bescheidenste, die wahrste, was werden die bessern Schriftsteller, die sich vor keinem schlechten, unbescheidenen und unwahren Urtheil zu scheuen haben, dabey gewinnen? Taugt

ein Urtheil Nichts, desto schlimmer für das Urtheil und den Urtheilenden, nicht aber für den mißhandelten Verfasser, der das Publikum ruhig zum Richter zwischen sich und seinem Verunglimpfer machen kann. Auf der andern Seite muß nothwendig ein nachtheiliges Urtheil den Getadelten tiefer kränken, wenn der Beurtheiler sich nennt, als wenn er ein Geheimniß aus seinem Nahmen macht, weil das Nennen offenbar den höchsten Grad der Geringschätzung gegen den Getadelten voraussetzt. Und ist vollends der Kunstrichter ein Mann von Ansehen, so ist wenigstens bey der nicht denkenden Klasse von Lesern der Eindruck seines Urtheils um so nachtheiliger für den Verfasser. Der verstorbene Bürger, z. B. wäre es gewiß sehr zufrieden gewesen, wenn keine Seele erfahren hätte, Schiller sey Verfasser der bekannten Recension, durch welche sein dichterischer Ruhm eine sehr starke Erschütterung erlitt. Da, im Vorbeygehen gesagt, dem Herrn Hofrath Kind das nachtheilige Urtheil über einen Dichter, wie Bürger, aus Zärtlichkeit für seinen eigenen Ruhm nothwendig mißfallen muß, so mag dieses Beyspiel ihm zur Lehre dienen, daß trotz der freywillig- oder gezwungen abgelegten Recensenten-Anonymität doch noch, und zwar sogar durch von ihm selbst für competent erklärte Schriftsteller Urtheile gefällt werden können,

die in seinen Augen weder gut, noch bescheiden, noch wahr sind.

Am Ende ist es einer gewißen Klasse von Schriftstellern, indem sie den Recensenten schlechterdings ihre Nahmen abtrotzen wollen, bloß um ihre eigene Persönlichkeit zu thun. Jedes ungünstige Urtheil über ihre Werke ist in ihren Augen das Gegentheil von gut, von bescheiden und von wahr, und da sie wohl wissen, daß ein Mann, der seine Ruhe liebt, lieber gar nicht urtheilt, als durch freymüthiges Urtheilen das Wespennest eitler Poeten gegen sich reizt: so ist es klar am Tage, daß sie, indem sie sich gegen den nahmenlosen Tadel — gegen das nahmenlose Lob haben sie Nichts — auflehnen, dem Tadel überhaupt zu entgehen hoffen.

Indem ich mich wegen der allgemeinen Gründe für das Beybehalten der Recensenten-Anonymität auf meinen frühern Aufsatz beziehe, schließe ich den gegenwärtigen mit folgenden Bemerkungen.

1. Kein edler Geist, wie Herr Hofrath Kind behauptet, sondern nur ein entschiedener Schwächling, an welchem Nichts verloren geht, kann durch die Ungerechtigkeit eines Recensenten unterdrückt werden. Und wehe dem, dessen Erhebung von Zeitungs-Aufmunterungen abhängig ist!

2. So gut als dem Verfasser eines Buchs,

muß auch seinem Beurtheiler gestattet seyn, seinen Nahmen zu verschweigen, da beyde als Schriftsteller gleiche Rechte haben.

3. Der stärkste Grund gegen das Nennen der Recensenten ist — die Bescheidenheit. Wer wird sich hinstellen, um seinem Nächsten seine Vorzüge, wie seine Gebrechen, ins Angesicht zu sagen, wenn er nicht die Stirn eines Franz Horn besitzt?

II.

Fortsetzung der Bruchstücke aus der eigenen Lebensbeschreibung des wiederstandenen Simplicissimus.

5.

Simplicissimus folgt gutem Rath, und flieht.

Man mag auch die Leute, die ihr Heil in der Flucht suchen, noch so verzagte Memmen schelten, ich nenne doch die meinige aus meinem väterlichen Pallast die größte der vielen Heldenthaten, welcher ich mich in meinem Leben zu rühmen habe. Es ist leicht gesagt: Mache Dich aus dem Staube! Aber welcher Muth gehört zur Ausführung, wenn man sich, gleich mir, in militärischer Gewalt befindet, die mit ihren Mordgewehren den besten Flüchtling nicht nur zum Stehen, sondern auch zum Fallen bringen

kann! Und hatte ich etwa nur diese Gefahr zu verachten? Die Landsknechte verfolgten mich nicht, und schossen nicht nach mir, weil ich sie bey meinem Weggehen nicht aus dem Schlaf geweckt hatte, um Abschied von ihnen zu nehmen. Aber welchen Trost gewährte mir der Wald, dem ich die Sorge für meine Sicherheit anvertraute? Zwar muß ich ihm nachrühmen, daß er finster genug war, um mich vor den schärfsten Landsknechtsaugen zu verbergen. Aber hinderte nicht eben diese Finsterniß mich an meinem ordentlichen Fortkommen in seinem unermeßlichen Raume? Es ist schwer zu sagen, ob durch seine Baumstämme meinem Kopf, oder durch seine Baumwurzeln meinen Füßen mehr Leid widerfuhr. Indessen war doch der Wald selbst meiner Furcht noch nicht sicher genug, und ich kam daher auf den klugen Einfall, mich im Wald wieder nach einem Wald umzusehen, oder um die Sache mit Einem Wort zu sagen, ich wählte zu meiner Nachtherberge das dichteste Gebüsch, das ich in der Eile finden konnte.

Trotz dem Geschrey der von den Soldaten getrillten Bauern, das mir nahe genug war, um es nur zu deutlich zu vernehmen, machte ich mir kein Gewissen, auf der Stelle einzuschlafen, und entschuldigte meine Gleichgültigkeit mit den Nachtigallen, die zu Hunderten um mich herfangen. Haben diese Vö-

gel, dachte ich, mit den Bauern, die doch nicht selten auch Vögel genannt werden, so wenig Mitleid, daß sie ihren Gesang nicht einen Augenblick einstellen, so wäre es um so thörichter, wenn Du Dir aus Kummer wegen der Geplagten den Schlaf verbötheſt, da Dein Heulen, wenn Du es auch drey Tage und drey Nächte lang fortſetzen wollteſt, doch nimmermehr zu einem Balſam für ihre Schmerzen wird.

Am andern Morgen wurde ich weniger durch das Sonnenlicht, als durch die Flammen, welche gerade an dem Hauſe meines Vaters zehrten, aus meinem Schlafe geweckt. Ich wunderte mich, daß ich Niemand ſah, der das Feuer zu löſchen begehrte, weil es mir nicht einfiel, daß Niemand zugegen war, als die Leute, die es angezündet hatten. Vielleicht ſiehſt Du den Vater, die Mutter, oder das Urſelchen, dachte ich, und trat aus meinem Gebüſch hervor. Aber ich ſah Niemand, als fünf Reiter, die leider auch mich ſahen, und von welchen Einer mir zuſchrie: Junge, komm hervor, oder der Teufel hohle mich, ich ſchieße Dich, daß Dir der Dampf zum Hals herausfährt! Ich blieb ſtehen, und ſperrte das Maul auf, weil ich Nichts von dem Geſchrey begriff. Während ſie aber wegen eines Moraſts ſich vergeblich bemühten, mir nahe zu kommen, drückte wirklich

Einer von ihnen sein Gewehr auf mich ab, und streckte mich zu Boden, ob er mich gleich nicht traf. Die Reiter, die auf der Stelle ihre Straße zogen, hielten mich ohne Zweifel für todt, und ich selbst war in meinem Schrecken so sehr ihrer Meinung, daß ich erst mit dem Einbruch der Nacht mich wieder wie ein Lebendiger betrug, und von der Erde aufstand. Ohne zu wissen, was ich wollte, wanderte ich so lange im Walde fort, bis ich aus Furcht vor dem Schimmern eines faulen Baums die Flucht ergriff. Ich war kaum hundert Schritte nach der entgegen gesetzten Richtung gelaufen, als ein neuer fauler Baum mir den alten Schrecken einjagte. Ich lief also auch diesem davon, und hatte zum dritten Mahl das nähmliche Schicksal. Dieses Hin- und Wiederrennen dauerte die ganze Nacht, und hätte, da der Wald mit faulen Bäumen überflüssig versehen war, eben so gut drey Nächte, statt Einer dauern können.

Der Tag zwang endlich die faulen Bäume, mich ungeneckt zu lassen. Aber dieser Trost war auch der einzige, den ich ihm zu danken hatte. Ich weiß nicht, ob jemahls ein Mensch von Mattigkeit, von Schlaf, von Hunger und von Durst zu gleicher Zeit so sehr in die Wette gequält wurde, als ich. Aber ich wollte, alle würden es wenigstens einmahl in ihrem Le-

ben, weil sie sonst unmöglich so viel Mitleid mit mir haben können, als ich verdiente.

Da mir der Tag, trotz meiner Müdigkeit, nicht zur Ruhe geschaffen schien, so setzte ich mein Laufen fort, und zwar nach meiner Gewohnheit, ohne lange nachzudenken, wohin der Weg mich tragen möchte. Aber je weiter ich ging, je weiter entfernte ich mich, wie es sich nachher befand, von guten, wie von bösen Menschen, ob mir gleich in meiner Noth selbst die letzten lieber gewesen wären, als gar keine.

Als mich die Nacht in diesem Walde zum dritten Mahl überfiel, wählte ich einen hohlen Baum zum Nachtlager. In dieser Herberge vermißte ich am meisten einen freundlichen Wirth, der sich bey dem Gast gebührend erkundigt hätte, was er zu essen und zu trinken befehle. So herzlich ich auch meine Sackpfeife liebte, ich hätte sie doch, wäre es möglich gewesen, bey dem Hunger, von dem ich beynahe noch ärger gequält wurde, als die Bauern von den Landsknechten, ohne Barmherzigkeit wie eine gebratene Hammelskeule behandelt.

Wenn man vor Hunger sterben, und vor Durst umkommen möchte, so mag der Henker schlafen. Ich konnte kein Auge schließen, und was mich noch am meisten verdroß, war, daß ich trotz allem Nachsinnen nicht herausgrübeln konnte, was ich gar zu gern

hätte wissen mögen, nähmlich ob mein Hunger grö-
ßer sey, als mein Durst, oder mein Durst größer,
als mein Hunger. Zur Abwechslung gab ich auch
noch meiner angestammten Verzagtheit Gehör, die
mich in jeder Eiche einen ungeheuren Riesen, und
wenn sie faul war, einen feurigen obendrein sehen,
und in jeder Bewegung des Laubs durch den Wind
das Marschiren eines ganzen Korps von Landsknech-
ten hören ließ.

6.

Simplicissimus nimmt beym Anblick eines Einsiedlers in der Angst seine Zuflucht zu seiner Sackpfeife, und fällt pfeifend in Ohnmacht.

Der Schlaf, mit Hülfe der Müdigkeit, voll-
brachte endlich doch noch das Wunder, daß er Mei-
ster über meinen Hunger und Durst wurde. Aber
kaum sah ich im Traum eine Schüssel mit Haberfup-
pe, die meine Mutter eben auftrug, als ich eine
laute Stimme hörte, die von großer Liebe, von vie-
len Wohlthaten, von undankbaren Herzen, und noch
von andern Dingen sprach, von welchen mir nur die
Worte: Tägliches Brot, verständlich waren. Sobald
ich diese hörte, kroch ich, trotz meiner Furcht, aus

meinem hohlen Baume hervor, um mich bey dem Rufer auf sein tägliches Brot zu Gaste zu bitten. Aber ich vergaß plötzlich, was ich doch sonst von allen Dingen am besten wußte, daß ich nähmlich einen Magen hatte, als ich eine Gestalt vor mir sah, die mir bloß geschaffen schien, um hundert Landsknechten, und also noch vielmehr einem einzigen armen Jungen, alle Tapferkeit aus dem Herzen herauszubannen. Der gräuliche Rufer hatte die Gestalt eines Mannes, der wohl vier Köpfe größer war, als ich. Seine nicht kurzen Haare flogen ihm so wild um den Kopf, als ob kein Kamm, und sein Bart war so unordentlich, als ob kein Schermesser mehr in der Welt wäre. Um den Leib hatte er eine schwere Kette von Eisen gewunden, und den Hals zwang er, ungeachtet der Schwächling sich mit dem starken Leib gar nicht messen durfte, die gleiche Last zu tragen. Seine Gesichtsfarbe war so schwarzgelb und überhaupt so häßlich, als man sie nur immer hinter der Schminke der galantesten Dame suchen darf. Von seiner Nase hätte er mehr als die Hälfte müssen können, ohne daß es einem Tadler eingefallen wäre, sie zu stumpf zu finden. Den Fehler seiner Augen, die zu wenig Öffnung hatten, konnte man seinem Mund mit gutem Gewissen nicht vorwerfen. Von seinen Ohren muß die Geschichte schwei-

gen, weil seine Haare sie den Blicken des Forschers entzogen. Sein Rock war, wie es schien, sehr zum Zerreißen geneigt, weil er unzählige Mahl geflickt war, und vermuthlich um ihn dieser Untugend wegen vor den Augen der ganzen Welt zu beschimpfen, hatte der Eigenthümer auf jedes Loch einen Fleck von einer andern Farbe gesetzt. Was mir aber am bedenklichsten schien, war ein langer und dicker Baumstamm mit einem Querholz, den das Ungeheuer mit sich schleppte.

Wäre der Mann durch Zittern zu erschrecken gewesen, so hätte ich ihn im ersten Augenblick in die Flucht gejagt. Aber so sehr er mich erschreckte, so wenig erschreckte ich ihn. Und da ich gewohnt war, jedes Wesen, das ich nicht kannte, und — fürchtete, für den Wolf zu halten: so sollte sich auch an ihm die Gewalt meiner Sackpfeife bewähren. Anfänglich stutzte er auch wirklich über die unerhörten Töne, die er ohne Zweifel, besonders da ich ein Franz Hornsches Lied dazu sang, für eine wahre Teufelsmusik hielt. Aber aus eben dieser Ursache glaubte er mir um so tapferer Widerstand leisten zu müßen, und begann also, indem er dem Baum, hinter welchen ich mich verkrochen hatte, ganz nahe trat, mich mit schrecklichen Worten so lange zu beschwören, bis ich ohnmächtig vor ihm niedersank.

Von der Ohnmacht erhohlte ich mich jedoch bald wieder, desto weniger aber wollte mich die Furcht verlassen. Es ist doch sonderbar, dachte ich, während ich vor dem Schreckensmanne auf dem Bauche lag, und verstohlen an ihm hinaufschielte, daß Du immer einen Wolf zu sehen glaubst, und nie wirklich einen siehst. Die Sackpfeife, sagte mein Vater, hat der Schafhirt bloß, um die Wölfe zu verjagen, und dieser muß also ein anderes Thier seyn, weil er sich nicht von ihr verjagen läßt.

7.

Simplicissimus bekommt zu essen, aber behält doch noch seinen Hunger.

Ehe ich aus dem Schlaf erwache, in welchen ich, wie man aus dem vorigen Kapitel sich erinnert, aus einer Ohnmacht versank, muß ich zuerst dem Leser melden, daß der Mann, den ich für einen Wolf hielt, ein alter Einsiedler war. Als ich mich zuerst über seine Stimme entsetzte, verrichtete er gerade sein Morgengebeth, und der Baumstamm mit dem Querholz, von dem ich zermalmt zu werden fürchtete, war ein von ihm selbst zusammen gefügtes Kreuz, dessen er sich bey seinen frommen Übungen zu bedienen pflegte.

Wie es zuging, daß ich aus meinem Ohnmacht-Schlaf, oder meiner Schlaf-Ohnmacht wieder zu mir selbst kam, muß ich dem Leser unangezeigt lassen, weil ich es selbst nicht weiß. Genug, ich schlug die Augen auf, und sah, daß der Einsiedler meinen Kopf in seinen Schooß gelegt, und mir den Kittel aufgeknöpft hatte. Ich hielt es für ausgemacht, dieser Wolf sey im Begriff, mir das Herz aus dem Leibe zu fressen, und erhob ein Geschrey, das gerade so fürchterlich war, als die Ursache, die ich nach meiner Meinung dazu hatte. Der Einsiedler suchte mich durch Liebkosungen zu beruhigen. Aber konnte er ein besseres Mittel wählen, um mich in meinem Glauben, daß er mich fressen wolle, zu bestärken? Er mochte sagen, was er wollte, ich schrie unaufhörlich: Du bist der Wolf, und willst mich fressen! Da ich aber sah, daß er mich in der That nicht fraß, so gab ich mich endlich zufrieden, und ließ mich durch sein Zureden und meinen Hunger sogar in seine Hütte locken. Diese war in der That mehr eine Wolfshöhle, als eine Menschenwohnung zu nennen, nur daß vermuthlich bey dem Wolf ein Gast die Speisekammer besser versorgt findet, als ich bey dem Einsiedler. Hatten je Armuth und Mangel ihre eigene Herberge, so mußte sie hier zu suchen seyn, und statt eines ganzen Hammels, den ich hätte ver-

zehren mögen, wurde Nichts auf den Tisch getragen, als die magerste Kräutersuppe, die seit der Erfindung des Löffels gekocht und gegessen worden ist. Das Wasser, an welchem der Wirth weniger Mangel zu leiden schien, als an solchen Dingen, die man beißen und brechen muß, sollte mir vermuthlich nach seiner Meinung nicht nur den Durst löschen, sondern auch den Hunger stillen helfen. Allein ich würde der Wahrheit sehr zu nahe treten, wenn ich behauptete, das Wunder habe sich wirklich ereignet. Indessen, wenn ich auch so gut als Nichts zu essen bekam, so dankte ich immer noch dem Himmel, daß ich nicht selbst gefressen wurde, und da die Freundlichkeit des Einsiedlers gegen mich mir meine alte Herzhaftigkeit wieder gegeben hatte, so leistete ich, als der Schlaf sich bey mir meldete, diesem nicht den geringsten Widerstand. Der Alte merkte sogleich meine Neigung, und überließ mir die Hütte, die nur Raum für einen einzigen Schläfer hatte, allein.

Mitten in der Nacht stimmte er ein Lied an, in welchem er die Nachtigall zum Singen aufmunterte, indem er sie nicht nur an das Echo, das ihr Lied gern wiederhohlen möchte, erinnerte, sondern ihr auch das Beyspiel der Eule vorhielt, die, wenn sie gleich nicht singen könne, doch wenigstens durch Heulen das Ihrige zur Verherrlichung der Schöpfung

beytrage. Zuletzt vergaß er auch nicht, der Sterne rühmliche Erwähnung zu thun, weil diese des nähmlichen Lobs wegen zu schimmern nicht ermangelten.

Ich muß gestehen, daß ich während dieses Gesangs weniger an die Nachtigall, als an die Eule dachte, und hätte ich nur in meinem Leben ein einziges Mahl die Stimme des Morgensterns gehört, oder sein Leibstückchen auf meiner Sackpfeife zu spielen verstanden, ich würde zuverläßig das Meinige zu dieser wunderlieblichen Harmonie nach Kräften beygetragen haben.

Es war längst keine Nachtigall mehr zu hören, und der liebe Morgenstern mit seinem Schimmer war dem Schein der lieben Sonne gewichen, als der Einsiedler mich weckte. Auf, Kleiner, sprach er, ich will Dir zu essen geben, und Dir dann den Weg durch den Wald zeigen, damit Du wieder zu Leuten, und noch vor Nacht in das nächste Dorf kommst. Was sind Leute und Dorf für Dinger? fragte ich. Wie, sagte er, Du bist nie in einem Dorfe gewesen, und weißt auch nicht, was Leute, oder Menschen sind? Nein, antwortete ich, ich bin nie anderswo gewesen, als hier. Aber sage mir doch, was sind Leute, Menschen und Dorf? Gott bewahre! rief der Alte, bist Du närrisch, oder gescheut? Nein, versetzte ich, ich bin meiner Meuder

und meines Knäns Bub, und nicht der Närrisch, oder der Gescheut.

Der Einsiedler war starr vor Verwunderung über eine solche Unwissenheit. Ich sehe, sprach er, liebes Kind! indem er seufzend sich bekreuzte, Gott will, daß Du durch mich aus der finsterſten Unvernunft gerissen wirst, und sogleich begann ein Gespräch zwischen ihm und mir, das im nächsten Kapitel zu lesen ist.

8.

Simplicissimus wird geprüft, und besteht als ein Wunder der Unwissenheit.

Der Einsiedler fing seine Prüfung mit mir, gerade wie ein Criminalrichter sein Verhör mit einem Verbrecher, mit der Frage, wie ich heiße, an. Ich heiße Bub, war meine Antwort. Ich sehe wohl, erwiederte er, daß Du kein Mädchen bist. Aber wie haben Dir Dein Vater und Deine Mutter gerufen? Diese, versetzte ich, haben mir gar nicht gerufen, weil ich keinen Vater und keine Mutter gehabt habe. Wer hat Dir denn das Hemd, das Du trägst, gegeben? fragte der Einsiedler. Meine Meuder, erwiederte ich. Du nennst also, sprach er, Meuder, was andere Kinder Mutter nennen. Aber wie hat

Dich denn Deine Meuder geheißen? Sie hat mich Bub geheißen, antwortete ich, und zuweilen auch Schelm, Esel, Tölpel und Galgenvogel. Wer, fragte der Einsiedler, ist denn Deiner Mutter Mann gewesen? Niemand, versetzte ich. Mit wem, fragte er, hat sie denn des Nachts in Einer Kammer gelegen. Mit meinem Knän, antwortete ich. Wie hat Dich denn, sprach er, Dein Knän, wie Du Deinen Vater nennst, geheißen? Er hat mich auch Bub geheißen, war meine Antwort. Wie hieß aber Dein Knän? fragte er. Er heißt Knän, versetzte ich. Wie hat ihm aber, sprach er, Deine Meuder gerufen? Knän, hat sie ihm gerufen, versetzte ich, und auch Meister. Nannte sie, fragte er, ihn niemals anders? Ja, antwortete ich, sie hieß ihn zuweilen auch, wenn er aus der Schenke kam, Saufaus und Lump. Du bist doch, sprach der Einsiedler, ein gar zu arger Tropf, daß Du weder Deiner Ältern, noch Deinen eigenen Nahmen weißt. Weißt Du sie denn? erwiederte ich. Kannst Du auch bethen? fuhr er fort zu fragen. Nein, versetzte ich, meine Meuder und die Anne haben immer das Bett gemacht. O Du Ausbund aller Einfaltspinsel! rief er, ich meine nicht, ob Du das Bett machen könnest. Doch wie soll ich Dir begreiflich machen, was ich meine? Du weißt wohl überhaupt kein Wort vom lieben Herr-

gott? Freylich weiß ich von ihm, antwortete ich. Meine Meuder brachte ihn gemahlt von der Kirchweih nach Haus, und klebte ihn an unsere Stubenthür. O Simplicissimus! rief der Einsiedler, anders kann ich Dich nicht nennen. Wüßte ich doch Deine Ältern zu finden! Auf der Stelle wollte ich Dich hinführen, und ihnen das Gewissen schärfen, weil sie Dich wie ein unvernünftiges Thier aufwachsen ließen. Ich weiß nicht, sprach ich, wo ich hin soll. Unser Haus ist verbrannt, und meine Meuder ist weggelaufen, und wieder gekommen mit dem Urselchen, und mein Knän auch. Unsere Magd ist krank gewesen, und hat im Stall gelegen, und hat gesagt: Bub, lauf fort, so weit Du kannst. Wer, fragte der Einsiedler, hat denn das Haus verbrannt? Eiserne Männer, erwiederte ich, die auf Ochsen ohne Hörner ritten, sind gekommen. Diese haben Nichts gelassen, wie es war. Schafe, Kühe und Schweine haben sie gestochen; Tische und Bänke, die sie nicht stechen konnten, haben sie zerhauen, und die Öfen, die sie weder hauen noch stechen konnten, haben sie eingerissen. Während dem bin ich weggelaufen, und da ist hernach das Haus verbrannt gewesen. Wo war denn, fragte der Einsiedler, Dein Knän? Mein Knän, antwortete ich, war da, wo die eisernen Männer ihn gebunden haben. Und da war auch

unsere alte Geis, die hat ihm die Füße geleckt, daß er hat lachen, und den eisernen Männern viele große und kleine Weißpfennige, und auch gelbe, und noch andere glänzende Dinger, und Schnüre voll schöner weisser Kügelein geben müssen. Wenn, fragte der Einsiedler, geschahen diese Dinge? Wie ich die Schafe hüthen sollte, antwortete ich. Wenn, fragte er, hast Du die Schafe hüthen sollen? Hörst Du es denn nicht, sprach ich, als die eisernen Männer gekommen sind. Und wie sie da waren, hat unsere Anne gesagt, ich soll auch weglaufen, sonst würden mich die Soldaten mit fortschleppen. Als sie aber von den Soldaten sprach, hat sie eben die eisernen Männer gemeint. Und dann bin ich weggelaufen, und bin hieher gekommen. Wo willst Du aber jetzt hin? fragte der Einsiedler. Ich weiß es nicht, antwortete ich, und bis ich es weiß, will ich bey Dir bleiben. Ich kann Dich, sprach er, nicht bey mir behalten, und für Dich taugt es noch weniger, daß Du bey mir bleibst. Iß jetzt, und dann will ich Dich wieder zu Leuten führen. Sage mir doch endlich einmahl, versetzte ich, was Leute für Dinger sind. Leute, antwortete er, sind Menschen, wie ich und Du. Deine Meuder, Dein Knän und Eure Anne sind Menschen, und wenn ihrer viele beysammen sind, so werden sie Leute genannt. Viele,

sprach ich, heißen also anders als wenige, und lachte von ganzem Herzen. Gehe jetzt, und iß, sprach der Einsiedler, und sah mich, während ich that, was er mich hieß, von Zeit zu Zeit seufzend und mit Blicken an, die ich damahls nicht verstand, die aber, wie der Leser, weil er kein Simpliciſſimus iſt, leicht errathen wird, Nichts als sein Mitleid mit einem Menschen ausdruckten, der seinem Nahmen Simpliciſſimus mehr Ehre machte, als Jeder, der Klug, oder Schlau, oder gar Brav heißt, dem seinigen.

9.

Simpliciſſimus gelangt zu einigem Verstand, und zu noch beträchtlicherer Wiſſenſchaft.

Sobald ich meine Mahlzeit geendet hatte, verläugnete der Einsiedler die Gesetze der Gastfreundschaft so sehr, daß er seinem Gast geradezu die Thür wies, und da ich erst viele Jahre nachher die Beredsamkeit erlangte, die mir jetzt nöthig gewesen wäre, um ihm sein Unrecht begreiflich zu machen, so kann der geneigte Leser sich gar nicht vorstellen, welche Mühe ich anwenden mußte, bis er endlich sein gegen mich ausgesprochenes Verbannungsurtheil widerrief. Ohne Zweifel war es aber mehr die Begier-

de, aus mir vor allen Dingen einen Menschen, und dann einen Christen zu machen, als ein besonderes Wohlgefallen an meiner Gesellschaft, warum er, indem er mir bey ihm zu bleiben erlaubte, wenigstens für einige Zeit sich bequemte, auf den Stand eines Einsiedlers im strengsten Sinne des Worts Verzicht zu leisten.

Ich mußte drey Probewochen, während welcher ich die Geschäfte eines Gärtners mit mehr Geschicklichkeit verrichtete, als mir von Rechts wegen zuzumuthen war, erstehen, und hatte bald Gelegenheit zu bemerken, daß der Einsiedler mir seine Gunst in dem nähmlichen Grade zuwandte, in welchem er den guten Saamen, den er mir in die Seele zu streuen sich bemühte, aufgehen sah.

Mein Lehrer, den ich von der Zeit an, da er mir bey ihm zu bleiben erlaubte, nach seinem Willen Vater nannte, unterrichtete mich aber nicht nur in geistlichen, sondern auch in weltlichen Dingen, und es bewährte sich der Spruch des Aristoteles, daß die Seele des Menschen einer leeren und unbeschriebenen Tafel gleiche, die für jeden Eindruck empfänglich sey, vollkommen an mir. Kaum war aber diese meine Tafel mit einigen Sätzen, besonders aus der Philosophie, beschrieben, als sich ein gewisser Geist in mir regte, der, wie ich später erfuhr, nur zu

gern in junge Vielwisser zu fahren pflegt. Mit Einem Wort, mein Wissen, an welchem ich doch nicht halb so schwer trug, als an meinen Holzschuhen, machte, daß ich mich mit dem Frosch des Phädrus in die Wette aufblies, und Nichts so sehr beklagte, als daß ich zu spät auf die Welt kam, um den weisen Socrates, oder gar den noch weisern König Salomon ins Angesicht einen Ignoranten zu schimpfen. Noch schlimmer ging es, als ich nach der Weise des poetisch-kritischen Simplicissimus, Franz Horn, in Berlin, der Natur zum Trotz ein Poet seyn wollte. Der Hochmuthsteufel bekam volle Gewalt über mich, und plagte mich beynahe so arg, als den Unseligen, den ich mir zum Muster genommen hatte. Aber der eben so kluge als fromme Einsiedler beschwor den ärgsten aller Teufel noch zu rechter Zeit, und die Welt hat es daher mit mir zu bedauern, daß der Verfasser der freundlichen Schriften für freundliche Leser und der Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, und zahlloser Reimlein, Mährlein, Romänlein und Andeutungen, bis auf diese Stunde seinen Beschwörer noch nicht gefunden hat. Statt mich Franz Hornisch zu gebärden, gebärdete ich mich wieder so vernünftig, daß der Einsiedler, welchem ich, so lange der leidige Satan in mir herum, und aus mir heraus karfunkelte, und

franzhornte, ein Gräuel war, mich aufs Neue lieb gewann. Zum Zeichen, daß ich mich nie wieder von ihm trennen sollte, baute er mir sogar eine Hütte, oder vielmehr er grub mir ein Loch, das er mit Laub und Moos anfüllte, und mit einem Dach von Tannenreisern versah, in die Erde, und da diese Wohnung gerade den Gegensatz von einem Poeten-Dachstübchen bildete, so vermuthe ich, der weise Mann habe mich auch durch sie von dem Musendienst, zu welchem er mir allen Beruf rund absprach, entwöhnen wollen.

10.

Simplicissimus, nachdem er bereits große Weisheit und Wissenschaft sich zu eigen gemacht hatte, lernt auch noch lesen und schreiben.

Dem geneigten Leser dient zu wissen, daß als ich bereits ein solcher Poet war, den weder ein Morgenblatt, noch eine Abend-Zeitung, und eben so wenig der fein prüfende Herr Hofrath, Friedrich Kind, in Dresden, für sein geselliges Vergnügen ankündigendes Beckers-Taschenbuch verschmäht haben würde, ich nicht, wie manche hochangesehene Poeten,

nur schlecht, sondern gar nicht lesen und schreiben konnte.

Wie ich aber in Erfahrung brachte, daß es überhaupt zwey Künste in der Welt gebe, wovon die eine Lesen, und die andere Schreiben heißt, damit verhält es sich auf folgende Weise. Als ich nähmlich zum ersten Mahl den Einsiedler in der Bibel lesen sah, dachte ich bey mir selbst: Wer ist es doch, mit dem der Alte ein so heimliches, und wie es scheint ernstliches Gespräch hält? Er bewegt die Lippen, und ich höre ihn murmeln, ob ich gleich nicht verstehe, was er sagt. Da ich jedoch an seinen Augen gemerkt hatte, daß seine Worte an Jemand, der in dem Buche stecken mußte, gerichtet waren, so bemächtigte ich mich desselben, sobald ich mich allein glaubte. Beym Aufschlagen fiel mir das erste Kapitel des Buchs Hiob mit einem schön gemahlten Holzschnitt in die Augen, und sogleich machte ich an die Bilder, die ich für wirkliche, obgleich nach verjüngtem Maßstabe geschaffene Menschen ansah, allerhand ächte Simplicissimus-Fragen, mit welchen sie mich bloß darum nicht auslachten, weil sie überhaupt nicht lachen konnten. Ich fand mich jedoch durch das Schweigen dieser Geschöpfe, das ich für Verachtung ansah, nicht wenig beleidigt. Wer hat Euch, Ihr Tausendtheilchen von Menschen! fuhr ich sie an, auf

einmahl das Maul vernäht? Habt Ihr nicht eben erst eine ganze Stunde mit meinem Vater geplaudert, und mich laßt Ihr fragen und fragen, ohne daß Ihr die Lippen bewegt! Aber, fuhr ich fort, ich sehe, Ihr seyd eben solche Galgenstricke, wie die Landsknechte. Ihr habt dem armen Knän hier sein Haus angezündet, und wollt ihm auch seine Schafe wegtreiben. Aber ich will Wasser hohlen, um das Feuer zu löschen.

Wo willst Du hin? fragte der Einsiedler, der sich gleich beym Anfange des Gesprächs hinter mich her geschlichen hatte. Siehst Du nicht die Landsknechte hier, die dem armen Manne, mit dem Du vorhin sprachst, seine Schafe wegtreiben wollen? antwortete ich, indem ich mit dem Finger auf die Bilder zeigte. Sein Haus haben sie ihm auch angezündet, und wenn ich nicht auf der Stelle mit Wasser zu Hülfe eile, so wird es ganz wegbrennen. Bleibe nur, sprach der Alte, es ist noch keine Gefahr vorhanden. Bist Du denn blind? erwiederte ich. Die Flamme schlägt bereits oben zum Dach hinaus, und doch soll es keine Gefahr haben! Wehre Du den Soldaten dort, daß sie die Schafe nicht wegtreiben, und ich eile, um Wasser zu hohlen! O Tropf! sprach der Einsiedler, wenn wirst Du einmahl aufhören, nicht viel mehr Verstand zu haben,

als ein Bund Stroh? Was Du siehst, sind keine lebendige Menschen, sondern Bilder, die man gemahlt hat, um uns eine längst vergangene Geschichte vor Augen zu stellen. Ich merke wohl, versetzte ich, Du willst nur, daß ich mit den kleinen Leuten nicht spreche. Wie könntest Du sonst sagen, daß sie nicht leben, da ich es doch eben sah und hörte, wie Du mit ihnen geredet hast.

Der Einsiedler, der gewöhnlich der Ernst selber war, brach in ein lautes Gelächter über meine unglaubliche Einfalt aus. Kind, sprach er, diese Bilder können nicht reden. Aber was sie bedeuten, ist durch die schwarzen Linien, die Du hier siehst, angezeigt. Die Kunst, zu verstehen, was diese Linien sagen wollen, heißt man lesen, und diese Kunst sahst Du mich üben, als Du glaubtest, ich rede mit den Bildern. Ich weiß, antwortete ich, Deine Reden gar nicht zu reimen, und Du machst mich ganz verwirrt. Du hast mir längst gesagt, ich sey ein Mensch, wie Du. Warum kann ich den nicht auch in den schwarzen Zeilen sehen, was Du siehst? Ich bitte Dich, guter Vater, laß' mich doch wissen, wie ich die Sache verstehen soll!

Wohlan, mein Sohn! antwortete der Einsiedler, ich will Dich lehren, wie Du so gut als ich mit diesen Bildern reden kannst. Allein Du mußt

wissen, es ist eine schwere Kunst, zu welcher Du viel Zeit, Fleiß und Geduld brauchen wirst. Er machte auch sogleich den Anfang mit meinem Unterricht, indem er mir ein dem Druck nachgebildetes Alphabet auf Birkenrinden schrieb, und da mein Verstand eben nicht der schlechteste war, so lernte ich so geschwind das Abc, das Buchstabiren und das Lesen, und endlich auch das Schreiben, als ob ich in Verdun selbst in die Schule gegangen wäre.

11.

Simplicissimus beschreibt, wie sein und des Einsiedlers Lebensart beschaffen, und wie ihr Hauswesen bestellt war.

Da ich, bis der Einsiedler starb, ungefähr zwey Jahre lang, und noch ein halbes Jahr nach seinem Tode in unserem Walde blieb: so bilde ich mir ein, der geneigte Leser sey auch ein Neugieriger, dem ich, besonders wenn er, wie vermuthlich die meisten, nie selber ein Einsiedler war, nicht zu viel von dem Leben, das wir führten, erzählen könne. Es ist freylich ein Unterschied, ob ein Paar Menschen in einem Wald, oder hunderttausend in einer Stadt beysammen leben, und da jenes eine wahre Kunst ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, daß

die Unwissenden, wenn sie auch keine Lust haben, sie selbst zu lernen, wenigstens doch so viel von ihr zu erfahren suchen, daß sie über sie zur Noth einen Artikel für das Brockhausische Conversations-Lexikon liefern könnten.

Zuerst also melde ich, daß da bey unsern Mahlzeiten der Hunger uns zur Uhr diente, wir immer zur bequemsten Zeit uns zum Essen anschickten, und von dieser Ordnung nur in dem einzigen Fall eine Ausnahme machten, wenn wir — Nichts zu essen hatten.

Was unsere Kost selbst betrifft, so darf ich schwören, daß keine kaiserliche oder königliche allerdurchlauchtigste Tafel mit so köstlichen Speisen besetzt war, als der Steinblock, welcher bey uns die Stelle der Tafel vertrat, und dieses Wunder war darum keins, weil es von dem besten aller Köche, dessen Nahme Hunger ist, verrichtet wurde, der bekanntlich selbst die Eicheln in Leckerbissen zu verwandeln versteht. Doch fehlte es uns auch an Festtagen nicht an Kraut, Rüben, Bohnen, Erbsen und Linsen: Brot, oder vielmehr Kuchen pflegten wir uns aus zerstoßenem Wälschkorn in heißer Asche zu backen. Vögel, Fische, Krebse und Frösche erlagen in Menge unsern Nachstellungen, und konnten wir zuweilen uns eines wilden Schweinleins, oder eines Rehböckleins

bemächtigen, so erinnerten wir unser Gewissen, das uns der Wilddieberey anklagte, daß Adam selbst, der erste aller Einsiedler und aller Landbauer, nicht weniger Esau, der Böckleinsschütze, und noch andere alttestamentliche Leute, von nicht besserem Stande, als wir, ihre Jagdlust befriedigt hätten, ohne erst lange einen Oberjägermeister um Erlaubniß zu fragen. Doch hinderte uns die Bescheidenheit sowohl, als der Mangel an Gewehr, der Wildbahn beträchtlichen Schaden zuzufügen, und ich werde also hoffentlich nicht Gefahr laufen, für dieses mein ehrliches und ungezwungenes Geständniß noch jetzt auf einen Hirsch geschmiedet zu werden.

Da wir uns vor dem Durst, den wir bloß mit Wasser stillen konnten, so viel als möglich in Acht nahmen, so gingen wir mit dem Salz, welches wir von einem drey Meilen von uns wohnenden Pfarrer erhielten, so sparsam um, als mit andern Gewürzen.

An einer Schaufel, einer Haue, einer Axt und einem Beil darf es auch dem ärmsten Einsiedler nicht fehlen, und wirklich konnten wir uns auch mit Wahrheit die glücklichen Besitzer aller dieser Werkzeuge nennen.

Zum Kochen bedienten wir uns eines Topfs von Eisen, von welchem aber das Eigenthumsrecht

nicht uns, sondern dem nähmlichen Pfarrer zustand, dessen Wohlthätigkeit unserem Salzbedürfniß abhalf.

Jeder von uns hatte zugleich ein eigenes Messer, das gewiß, ehe es stumpf wurde, sehr scharf gewesen war.

Schüsseln, Teller, Löffel, Gabeln, Kessel, Pfannen, Bratspieße, Salzfässer, waren Dinge, die wir — nicht hatten.

Ein Trinkglas hätte uns nur an den Wein, der uns fehlte, erinnert, und wir tranken also gewöhnlich aus dem Brunnenrohr, oder hingen, wie Gideons Kriegsleute, das Maul ins Wasser.

An Wolle, Seide, Baumwolle und Leinen spürten wir keinen Mangel, weil wir — keine brauchten.

Daß wir keine Kleider besaßen, als die wir jedesmahl auf dem Leib trugen, wird weniger armselig scheinen, wenn ich versichere, daß wir nichts desto weniger niemahls nackt gingen.

In unserem ganzen Hauswesen banden wir uns übrigens durchaus an keine Ordnung, wenn ich den Umstand ausnehme, daß wir an jedem Sonn- und Feyertage gleich nach Mitternacht unser Lager verließen, um früh genug und ungesehen in die drey Meilen von unserem Wald entlegene Kirche zu kommen, welcher der Pfarrherr, dessen schon einige Mahl Er-

wähnung geschah, vorstand. Beyläufig bemerke ich noch, daß wir immer unsern Platz auf der zerbrochenen Orgel wählten, um Altar und Kanzel übersehen zu können, und daß ich, als ich zum ersten Mahl die Kanzel von dem Prediger besteigen sah, den Einsiedler fragte, was doch der Mann in dem großen Zuber machen wolle.

An Werktagen trieben wir den Feldbau und den Gartenbau, und zugleich, ohne zünftig zu seyn, verschiedene Handwerker, indem wir bald unsere Kleider, bald unsere Schuhe flickten, und bald Körbe flochten, bald Fische fingen, und bald Netze zum Fischfang strickten. Freylich waren die Werke, die wir hervorbrachten, keine Meisterstücke, und wir hätten weder als Schneider, noch als Schuster unser Brot in der üppigen Welt verdienen können. Aber da die Kundleute, für die wir arbeiteten, wir selbst waren, so sah Jeder von diesen dem Schneider und dem Schuster, dessen er sich bediente, durch die Finger, wenn der Schnitt seines Kleids nicht ganz nach der neuesten Mode, von welcher der Kundmann ohnehin so wenig wußte, als der Schneider, ausfiel, oder wenn der Schuh zu einem schwer zu entscheidenden Streit Anlaß gab, ob der Fuß für ihn zu groß, oder er für den Fuß zu klein sey. Bezeugen muß ich auch noch zur Ehre der beyden Schneidermeister, daß

sie von dem Herkommen, nach welchem ein Stück Tuch zwischen dem Manne, der einen Rock daraus gemacht haben will, und dem Manne, der den Rock machen soll, beynahe in gleiche Theile zu theilen ist, nie etwas gehört zu haben schienen.

Unsere tägliche körperliche Arbeiten, bey welchen ich mich zu jeder Anstrengung abhärtete, hinderte übrigens die Thätigkeit unsers Geists keines Wegs. Wenn gleich der Schuster beym Leist bleiben soll, so hielt ich doch dieses Geboth so wenig als Jacob Böhm und Hans Sachs, und machte Verse beym Leist, und philosophirte bey der Nadel. Bald wußte ich Alles, was man wissen muß, um Wissenschaft zu haben, und nahmentlich legte ich mich, nachdem ich erst schreiben gelernt hattte, mit so vielem Eifer auf die Kunst, meine deutsche Muttersprache vollkommen schön zu schreiben, daß ich das Schweigen der Recensenten von diesem meinem so seltenen Vorzug mir schlechterdings nicht erklären könnte, wenn nicht die nähmlichen Menschen, indem sie an den jämmerlichsten Stümpern auf ihre ächt-klassische Prose zu rühmen nicht unterlassen, die ganze Welt überzeugten, daß sie keine andere als Midas-Urtheile zu fällen vermögen.

So groß aber meine Gelehrsamkeit war, so unglaublich war meine Einfalt im Allem, was zur

Weltkenntniß und zum Weltleben gehört, und der Vielwisser hatte, um mich eines obgleich gemeinen, doch passenden Ausdrucks zu bedienen, als er den Wald verließ, und wieder in die Gesellschaft der Menschen trat, schlechterdings keinen Begriff davon wie er es hätte anstellen müßen, um einen Hund, es mochte ein Pudel, ein Mops, oder ein Windspiel seyn, aus dem Ofen zu locken.

Neueste

poetische und prosaische

Werke.

Zweyten Theils,

siebente Abtheilung.

I.

Ein Murrkopf über die Engelschaft der Weiber.

Was sonst, als Engel, sind die Frauen,
Wenn wir den Dichterschwüren trauen?
Doch taugen, mancher Kenner sprichts,
An ihnen, trotz dem Engelrange,
Dank seys der Paradiesesschlange!
Gedanken, Wort' und Thaten Nichts.

II.

Rabener an Käſtner.

Geſcholten werd' ich oft, o Freund! von Deinem Witze,
Weil ich im Steuerrath, und bey den Spöttern ſitze.
Daß Du für Bauern ſprichſt, will ich Dir gern verzeihn;
Doch nimmer ſollteſt Du der Narren Anwalt ſeyn.

III.

Verbeſſertes Becker-Kindſches Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.

Dich bittend zu behelligen,
Wagt meine Wenigkeit.
Du hätteſt dem geſelligen
Vergnügen Dich geweiht?

Was sollen denn Erzählungen,
So breit, und ach! so lang,
Von glücklichen Vermählungen?
Was soll der Kling und Klang?

Wohl neckt der Necker Neckerey
An Dir sich nimmer satt,
Rührt Gottlieb Beckers Beckerey
Sich fast auf jedem Blatt.

Längst für die Schritte Messenden
Im Tanze sorgtest Du.
Jetzt füge für die Essenden
Kunstregeln noch hinzu.

Zugleich nimm auf die Trinkenden
Mit weisem Rath Bedacht,
Daß süßer stets im blinkenden
Kristall der Bischof lacht.

Auch für die Theevergießenden
Sey väterlich gesinnt!
Ist unter den Genießenden
Doch manches schöne Kind.

Der Spieler sind nicht wenige;
Drum bleibts nicht unbezahlt,
Zeigst Du, wie Kartenkönige
Man künftig schöner mahlt.

Sprich, heißt nicht das geselligste
Vergnügen — Lästerung?
Drum sey Du das Gefälligste,
Und lehr' es Alt und Jung!

So, nicht durch Musenfröhnerey,
Gewinnst Du Lob und Gunst,
Und schnöder Krittler Höhnerey
Trotzt siegend Deine Kunst.

Doch reibt die Wuth, die gräuliche,
Des Reimens fast Dich auf,
So lass durch leicht verzeihliche
Charaden ihr den Lauf.

So bleibst Du stets für Witzige
Das Lieblingstaschenbuch,
Und Phöbus selbst, der Hitzige,
Schreckt Dich mit keinem Fluch.

Man kauft Dich als ein schickliches
Geschenk zum neuen Jahr,
Und liest Dich, Dreymahlglückliches!
Wohl noch im Februar.

IV.

Enthaltsamkeit.

Soll ich Dich, Freund! als einen Weisen ehren,
Darfst Du nicht bloß, was Dir gebricht, entbehren.
Von Gütern, die Du hast, entsage dem Genuß.
Wer sich enthalten will, ist mäßig, nicht, wer muß.

V.

Dichter-Einbildung.

Wie kann, Marull! die Hoffnung Dich beglücken,
Weil Du ein Heldenlied gereimt,
So werde Dich der Lorbeer schmücken?
Was hilft dem Bettler sein Entzücken,
Dems Nacht für Nacht vom Golde träumt?

VI.

Verkehrte Neigung.

Crispus liebt, der eigne Mann,
Was man schlimm nur nennen kann.
Lästern liebt er, und Betriegen,
Liebt Verleumden, Prahlen, Lügen.
Mehr als den, ders redlich meint,
Liebt er einen falschen Freund.
Völlerey liebt er, und Prassen;
Lieber ist ihm Nichts, als Hassen.
Zorn liebt er, und Zank und Streit,
Liebt die Hoffarth, liebt den Neid.
Auch sein Weib, die böse Sieben,
Hört er nimmer auf zu lieben,
Einen Knaben Absalon
Liebt der Vater in dem Sohn.
Kurz, zu lieben alles Schlimme,
Heißt ihn eine innre Stimme;
Darum — man verzeihs ihm doch! —
Liebt er auch sich selber noch.

VII.

Das Dichten.

Nicht frommt die Liebe, nicht der Wein.
Was soll man denn beginnen?
Auf Reime, fällt ein Dichter ein,
Auf Reime soll man sinnen.

Ein weises Wort! Wem ists nicht klar?
Denn — Phöbus selbst mag richten! —
Ist eitel auch die Dichterschar,
Nicht eitel ist das Dichten.

Nur hüthe Dich, durch den Gesang
Dem Lorber nachzustreben!
Denn leider dieser schnöde Drang
Erschwert das Sängerleben.

Gelingt nur halb Dir ein Gedicht,
So laß für gut es gelten!
Mißfällt es nur Dir selber nicht,
So mags der Kenner schelten.

Kein Sammler wird voll Sprödigkeit
Zurück mit ihm Dich weisen.
Und ist nicht stets ein Tropf bereit,
Den andern Tropf zu preisen?

Doch rümpfen sich auch um und um
Bey Deinem Spiel die Nasen,
So tröstet Dich ein Publikum
Von Vettern und von Basen.

Dort heult ein Uhu, Nähmens Horn,
Hervor aus seinem Dunkel:
„Ihr Dichter, singt, trotz Phöbus Zorn,
Vom göttlichen Karfunkel!“

Er heult: „Ein Dichter braucht nicht mehr
Den Kopf jetzt anzustrengen.
Sey er auch noch so wüst und leer,
Er braucht ihn nur — zu hängen.“

„Wollt Ihr Beweis? Ihr dürft nur keck
In meine Schriften schauen;
Auch rühm' ich Euch zu gleichem Zweck
Das Taschenbuch für Frauen.“

Drum eilt, Ihr Sänger, jung und alt,
Der neuen Kunst zu fröhnen!
So lang der Nahme Horn erschallt,
Wird auch der Eure tönen.

Und dauert auch sein Ruhm nur kurz,
Weil tausend Neider wachen,
So wird ob des Pigmäen Sturz
Die Welt nur länger lachen.

VIII.

Der junge Geck und der Greis.

Das Alter, sprach ein Geck mit spöttischem Gesicht
Zu einem Greise, schützt vor Thorheit nicht.
Wohl hast Du Recht, versetzt der Greis,
Und leider dien' ich selber zum Beweis,
Daß es, so gut mans immer nützt,
Daß es auch nicht vor Thoren schützt.

IX.

Der Sammler von mehr als Einem Taschenbuche.

Der Lumpensammler zum Papier
Von diesem Taschenbuche hier,
Mag wohl, wem leuchtet es nicht ein?
Der Sammler auch von seinem Inhalt seyn.

X.

Bramarbas.

Hör' ich den Bramarbas melden,
Wie er sich als tapfern Helden
Gegen jeden Feind bewies,
Den hinab die Treppe stieß,
Einen — mich ergreift ein Zagen —
Einen braun und blau geschlagen,
Einem gar mit starker Faust
Tüchtig Haar und Bart zerzaust,
Denk' ich: — Dieser Held der Helden
Will, was selbst er litt, uns melden.

XI.

Verzeihliche Furcht.

Bebt gleich Frontin an Seel' und Leib,
Sieht er den Zorn von seiner Frau entbrennen,
So dürft Ihr doch ihn keine Memme nennen.
Denn männlich ist die Furcht vor einem Weib.

XII.

An den Splitterrichter.

Nie werd' ich Dir, o Niger! grollen,
Schmähst Du mein Buch vor aller Welt.
Wie könnt' ich je gefallen wollen
Dem, welcher selbst mir nicht gefällt?

XIII.

Schlimms Braut.

Denkt nur, es ist kein Mährchen,
Nigrine, das Megärchen,
Ist Schlimms erwählte Braut.
Drum hört man Spötter sagen:
Statt ihn ans Kreuz zu schlagen,
Wird er ans Kreuz getraut.

XIV.

Der Trinker und Trinkliedersänger.

Dein Trinklied, Bav! will Keiner loben.
Der Wein, von Dir so sehr erhoben,
Macht statt des Danks Dir nur Verdruß.
Bald läßt er Dich, nach wackrem Trinken,
Zum Spott der Stadt zur Erde sinken,
Bald stürzt er Dich vom Pegasus.

XV.

Der Landmann.

Mein Lied, seht Ihr auch noch so sauer,
Erhebt nicht Grafen und nicht Herrn.
Gepriesen wird von ihm der Bauer,
Schmückt ihn gleich weder Band noch Stern.

Verewigt nicht mit kühnen Lügen
Der Helden mordendes Geschlecht!
Ists schöner nicht, die Erde pflügen,
Als sie mit Blute düngen? Sprecht!

Den Ruhm des Landmanns anzutasten,
Ihr Weisen, welch ein Selbstbetrug!
Er lacht, wenn Eure Kiele rasten;
Doch weh' Euch Armen, ruht sein Pflug!

Wer, außer ihm, weiß noch zu sagen,
Was weiland Vater Adam war,
Seit uns der Stände Vielheit Plagen,
Mehr als Pandorens Topf gebar?

Wer nicht des Pflügers denkt mit Segen,
Wenn sorgenfrey sein Brot er ißt,
Kann er die Meinung widerlegen,
Daß er auch Gottes selbst vergißt?

Ihr ruht in seiner Bäume Schatten;
Er trägt des Tages Hitz' und Last,
Und wenn gönnt er auf seinen Matten
Sich mehr, als eine kurze Rast?

Nur Wahn ists, glaubt Ihr ihn gesunder,
Als Euch; drum spart nur Euren Neid!
Er hat — wo bleibt jetzt noch das Wunder? —
Zum Krankseyn hat er bloß nicht Zeit.

Soll er nicht Euren Dank gewinnen,
Die Ihr als Schätze-Mehrer prahlt?
Was hilfts, auf neue Steuern sinnen,
Wenn nicht der Bauer sie bezahlt?

Den Kampf fürs Vaterland zu wagen,
Greift er mit kühnem Arm zum Schwert,
Und stützt, wenn feile Söldner zagen,
Den Thron zugleich mit seinem Herd.

Der König selbst auf seinem Throne,
Des Edlen Würde lehrt er Euch.
Bald wärf' er Zepter weg und Krone,
Beständ' aus Rittern nur das Reich.

Drum, Muse! schmück' ein Kranz von Ähren
Die Schläfe, gleich der Ceres, Dir,
Und, um des Pflügers Ruhm zu mehren,
Versage nicht die Leyer mir!

Denn wie voll Dank der Lerche Kehle,
Wenn er des Ackers Furche zieht,
Ihm tönt, so weiht aus voller Seele
Der Sänger ihm sein schönstes Lied.

XVI.

Wieland aus dem Reiche der Todten an den Herausgeber seiner Briefe an Sophie la Roche.

Unseliger, o wehe Dir!
Ein Werk stellst Du ans Licht von mir?
Soll ich im Grabe noch mich grämen,
Und todt mich noch zu Tode schämen?
Verrieth mich gar der böse Feind
An Dich, des Unsinns wärmsten Freund?
Und Du, mein Nahme! schreyst nicht Zeter,
Daß ein karfunkelnder Verräther
Im Angesicht der ganzen Welt
Den seinen Dir zur Seite stellt?
Ihr Götter, brecht das dunkle Schweigen!
Beschloßet Ihr mich so zu beugen,

Warum stießt Ihr nicht gnadenlos
Mich lieber in der Hölle Schooß?
O Bav! noch sey Dein Ruhm verkündigt,
Weil Du nicht am Virgil gesündigt,
Sprach er gleich bittern Hohn oft Dir,
Wie dieser Freundliche an mir.
O könnte nur ein Fluch mich rächen!
Graunvolle Worte wollt' ich sprechen.
Doch ach! selbst Eumeniden-Zucht
Bleibt bey dem Frevler ohne Frucht.
Drum — Preis gab den Vernunftverächter
Die Welt schon längst dem Hohngelächter —
Drum laß ich gern die Schuld ihm nach,
Gerächt durch seine eigne Schmach.

XVII.

Der freundliche Schriftsteller.

Zum Sprichwort ward seit langer Zeit
Der alten Jungfern Freundlichkeit,
Und wißt, in einem Kreis von solchen holden Wesen
Hört den Karfunkel-Franz man die Ästhetik lesen;
Drum fließt, schreibt er auch noch so viel,
Stets lauter Freundliches aus seinem Gänsekiel.
Des Lehrers theures Ich, sprecht, kann er mehr gewinnen?
Wird Eins mit der Natur von seinen Schülerinnen.

XVIII.

In Bays Stammbuch.

Der Nahmen Zahl in diesem Buch zu mehren,
Steht auch der meine hier, so wie mirs Bay geboth.
Schwarz schrieb ich ihn, den alten Brauch zu ehren;
Doch schlimm für ihn, wird er nicht plötzlich roth.

XIX.

An die Wetterpropheten.

Von mir lernt Wetterprophezeyen,
Dann, denkt an mich, verlacht man Euch nicht mehr.
Zuweilen wirds, irr' ich mich nicht zu sehr,
Im Sommer regnen, und im Winter schneyen.

XX.

Auf den Naso.

Nun glaub' ich fest, es gibt ein Stets-Bewegliches,
Und Zirkel-Viereck ist mir kein Unmögliches.
Seh' ich doch hier, und sehe mich nicht satt,
An dieser Nas' ein Ding, das gar kein Ende hat.

XXI.

Auf Ebendenselben.

Auf der Redoute staunte man
Freund Nasos Nasenriesinn an.
Doch Einer faßte sich ein Herz,
Und fragt' ihn, ohne Spott und Scherz:
Was kostet wohl, o Lieber, sprich!
Die ungeheure Maske Dich?

XXII.

Weiber und Sterne.

Die Weiber glänzen gleich den Sternen;
Auch läßt sich beyder Zahl nicht lernen.
Mehr Augen wollen nach den Frauen,
Als nach den Himmelssternen schauen.
Umsonst nicht, wie der Sterne Schimmer.
Lacht Euch der Glanz der Frauenzimmer.
Die Sterne wollen Nachts nur glänzen;
Doch Weiber Glanzsucht kennt nicht Gränzen,
Dem Schiffe zeigt der Sterne Blinken
Den Lauf; dem Mann des Weibes Winken.
Zu hüthen sich vor Unglückssternen,
Die Kunst fällt Männern schwer zu lernen.
Drum seufzt auch Mancher, der zum Scherzen
Die Lust verlor, mit schwerem Herzen:
O glänzten Weiber doch, gleich Sternen,
Uns nur aus ungemessnen Fernen!

XXIII.

Der Gutherzige.

Der arme Markus! Was er thut,
Ist wohlgemeint, und doch nicht gut.
Sein leichtes Glauben reizt zum Lügen,
Und sein Vertrauen zum Betriegen.
Ihr zieht ihn auf, er merkt es nicht,
Und dankt mit freundlichem Gesicht.
Er mehrt, schilt gleich die Stadt sein Streben,
Er mehrt die Bettler durch sein Geben.
Kurz — seht sein Bild in einem Zug! —
Hätt' er nur Witz, so wär' er klug.

XXIV.

Der Waghals.

Nicht thöricht, Freund! soll ich Dich nennen,
Seh' ich Dich ohne Noth in die Gefahr oft rennen?
Wohlan, Du sollst als Held von mir gepriesen seyn,
Räumst Du mir nur, daß Du ein Narr bist, ein.

XXV.

Der Nachgiebige.

Erbittert rief Crispin, als ich ihm widersprach:
Geendigt sey der Streit! Gern gibt der Kluge nach.
Doch muß ich noch ein Wort, ihn zu belehren, wagen,
Reitz' ich ihn auch zu neuer Wuth.
Klug ists, wenn man nach seinem Spruche thut;
Doch Thorheit ists, man woll' es thun, zu sagen.

XXVI.

Unnatürliches Gelüsten.

Gelüstet hats, man hörts nicht ohne Grauen,
Sogar nach Spinnen schon die schwangern Frauen.
Drum sehnt im Ernst, o Bav! Du schwörst es mir,
Sich Doritis nach einem Lied von Dir,
So ist, zeigt gleich ihr Leib sich noch so schmächtig,
Des armen Mädchens Zustand mir verdächtig.

XXVII.

Tugenden des Geschlechts.

Ein Mann, der viel, ein Weib, das wenig auf sich hält,
Mißfallen beyde gleich der Welt.
Die Frechheit haßte man am Weib zu jeder Zeit,
Am Manne stets die Blödigkeit.
Drum ist es klar, daß oft man hier als Laster schilt,
Was dort mit Recht für Tugend gilt.

XXVIII.

Muffels Pferde und Wagen.

Daß Muffel, der sein Erbtheil längst verzehrt,
Im Wagen noch, stolz wie ein Junker, fährt,
Dieß, meint Ihr, wäre kaum zu dulden.
Doch anders denkt, wer Muffels Noth ermißt.
Zwey Pferde haben, daß Ihrs wißt,
Genug zu ziehen an seinen Schulden.

XXIX.

Die heutige Frauentracht.

Wie viel Gewänder pflegt von dem geplagten Mann
Ein Weib zu unsrer Zeit nicht zu begehren,
Damit sie sich, dem frechen Brauch zu Ehren,
Halbnackt dem Volke zeigen kann!

XXX.

Der fruchtbare Reimer.

Dein Reimquell, Balbus! hört nicht auf, sich zu ergießen.
O sprich, in welches Meer soll dieses Wasser fließen?

XXXI.

An Ebendenselben.

Gesänge häufst Du auf Gesänge;
Kein Sterblicher zählt ihre Menge.
Reich, gern gesteht es selbst der Neid,
Reich bist Du — an Armseligkeit.

XXXII.

An Ebendenselben.

Und drohten Dir auch Schwert und Feuer,
So lang Du athmest, Freund! verstummt nicht Deine Leyer.
Drum bitten wir, o Lieber, reim' einst doch
Zum wenigsten nicht auch, bist Du gestorben, noch!

XXXIII.

Auf Ebendenselben.

O hätt' ich doch ihn nicht gescholten!
Die Unvorsichtigkeit, schwer wird sie mir vergolten,
Weil dem Gereizten, der die Rache nicht verschiebt,
Mein Tadel Stoff zu neuen Reimen gibt.

XXXIV.

An Ebendenselben.

Freund, wer Dein Buch verlegt, der Thor ist zu verlachen,
Weiß Gold er nicht so leicht, wie Reime Du, zu machen.

XXXV.

Der junge Geitzhals.

Dem schöden Geitz fröhnt Harpagon
Seit seinen ersten Kinderjahren,
Und schwören wollt' ich fast, er pflegt' als Säugling schon
Die Muttermilch zu sparen.

XXXVI.

An den Mendax.

Wer Vater deiner Kinder sey,
Darüber herrscht, o Mendax! mancher Zweifel.
Doch alle Welt behauptet ohne Scheu,
Der Vater Deiner Worte sey der Teufel.

XXXVII.

An den gereisten Sordidus.

Nach Polen, Frankreich, England, Flandern,
O Sordidus! sah man Dich wandern.
Und Rom? Von selbst versteht es sich,
Rom sahst Du längst, und Rom auch Dich.
In Rußland hast Du nach Belieben
Geraume Zeit Dich umgetrieben.
Lebt in Madrid ein Menschenkind,
Das Dich nicht sah, so — war es blind.
Als Selbstbeschauer kannst Du schimpfen
Auf den Morast in Hollands Sümpfen.
Kurz, welcher Vagabund, o sprich!
Ehrt nicht als seinen Meister Dich?
Nur wollen Manche fast beschwören,
Wenn sie von Deinen Zügen hören,
Es sey, o Freund! in jedem Staat,
Den wandernd noch Dein Fuß betrat,
Zum Leid der Raben und der Krähen,
Kein Galgen weit und breit zu sehen.

XXXVIII.

Mehr als Judas.

Fragment aus Schmuls Tagebuch.

Zehn hab' ich heut belogen,
Und zwey Mahl zehn betrogen.
Bey Zehn, o schöne That!
Bey Zehn übt' ich Verrath.
Zehn, trotz den Kaffehschwestern,
Zehn sucht' ich zu verlästern.
Doch Jeder, daß Ihrs wißt,
Doch Jeder ward — geküßt.

XXXIX.

Schmuls Lobrednerey.

Als Schmul mit schnödem Lob am König sich vergangen,
Dacht' ich: Nun wird der Schuft doch endlich aufgehangen.
Doch ach! schläft denn die Rache gar?
Gekrümmt ward ihm bis jetzt kein Haar.

XL.

Der Wohlthäter der Armen.

Den Armen, spricht Avar, dien' ich mit meinem Blut,
Und denkt: so spar' ich doch mein Gut!

XLI.

Der ungeschickte Verleumder.

Vom Davus war', o Freund! Dir hinterbracht,
Ich hätt' ein Epigramm auf Dich gemacht.
Allein zum Glück weiß er nicht fein zu lügen,
Und seine Bosheit ist der ganzen Welt bekannt.
Kein Wunder denn, daß er bey Dir nicht Glauben fand.
Ein guter Nahm ist nöthig zum Betriegen,
Und Witz gehört zum Lügen, und Verstand.
Drum fährt auch Mancher ohne Zweifel
Aus bloßer Dummheit nicht zum Teufel.

XLII.

Verfehlte Ähnlichkeit.

Vom Thier Silens, o Bav! gibt man den Nahmen Dir?
Der Schimpf, fürwahr! nur halb gefällt er mir.
Dem Witz zwar nach, wie wir Dich kennen,
Wärs wohl erlaubt, Dich so zu nennen.
Allein verräth Dein rauhes Lied uns nicht,
Daß es Dir ganz am Ohr gebricht?

XLIII.

Der karge Bewirther.

Satt, Freund! bin ich der Schöpsenbraten,
Mit welchen oft und viel Du mich bewirthet hast.
Drum suche künftig, darf ich rathen,
Dir unter Wölfen einen Gast.

XLIV.

Petrarchs Katze.

Stolz darf ich wohl miauen,
Schilt auch ein Aristarch.
Die schönste schöner Frauen,
Und mich, liebt' einst Petrarch.

Doch mach' ich meine Thaten
Euch kürzlich offenbar,
So dürft Ihr nicht erst rathen,
Wer ihm am liebsten war.

Zwar läugn' ich es mit nichten,
Denn Wahrheit ist mir lieb,
Daß oft zum Liederdichten
Ihr Reitz den Sänger trieb.

Doch schweig' ich auch mit Grunde
Von meinem Lobe nicht,
Liest man noch diese Stunde
Von ihm ein Klinggedicht.

Man kennt die schlimmen Mäuse,
Und ihren argen Drang.
Gern wählt ihr Zahn zur Speise
Den lieblichsten Gesang.

Drum ruht' oft mein Gebiether
Auf seinen Lorbern aus,
War ich der Verse Hüther,
Zum Ärger mancher Maus.

Denn jeder, die vermessen
Der Nachwelt Recht vergaß,
Wehrt' ich das Reimefressen,
Weil ich sie selber fraß.

XLV.

Der Wahrsager an den Niger.

Nicht Deiner Hand, Mensch ohne Herz und Hirn!
Bedarf ich, um Dir wahrzusagen.
Was braucht man lang die Hand zu fragen?
Daß man Dich hängen wird, liest man Dir auf der Stirn.

XLVI.

Das Morgenblatt.

Ein Morgenblatt? O bringt es mir bey Nacht,
Wollt Ihr mich nicht durch seinen Inhalt strafen!
Wer möchte wohl, ist er noch kaum erwacht,
Im Augenblick schon wieder schlafen?

XLVII.

Gleiches mit Gleichem.

Zum Phax sprach Clelia: Mit goldnem Überzuge
Gabst, Falscher, Du! statt Golds nur Silber mir.
Doch er versetzt: Gereizt von Dir
Ward ich zuerst zu dem Betruge.
Du schminktest Dein Gesicht für mich,
Und ich mein Silber, Kind! für Dich.

XLVIII.

Unnöthige Eifersucht.

Die Sorge quält, Batill! Dich Tag und Nacht,
Ob nicht mein Lied den Rang dem Deinen streitig macht.
O Freund! ich dichte lieber keins,
Wenn es bloß besser ist, als Deins.

XLIX.

Die gelehrten Weiber.

Eine Satyre.

Mit einer Tochter, Freund! hat Dich Dein Weib erfreut?
Glück, Lieber! wünsch' ich Dir; zugleich doch trag' ich Leid.
Kann jeder Vater doch zu unsrer Zeit erleben,
Daß seine Töchter sich, o Himmel! wem? ergeben.
Ein Teufel, zittre nur! der statt zu brüllen, singt,
Stellt jedem Mädchen nach. Nicht, daß er es verschlingt,
Nein, zehn Mahl weiter sieht man ihn die Bosheit treiben.
Er macht, kaum wagt mein Kiel das Unglückswort zu schreiben,
Daß jedes arme Kind, das ihn zu bannen säumt,
Zum Ärger aller Welt von Sinnen kommt, — und reimt.

Der Dichterinnen Schar, gerechter ohne Zweifel
Nennt Ihr sie Legio, als dort das Heer der Teufel.
Statt eines Bavius, den Rom allein einst sah,
Hat jedes deutsche Dorf fast seine Bavia.
Weg von der Mutter Brust das Kind, so sehr es wimmert!
Ihr Geist zeugt eins dafür, das im Kalender schimmert.
Ihr Mann? Zu klein ist er selbst für der Edlen Zorn.
Nicht Fouqué heißt der Tropf, nicht Körner, und nicht Horn.
Muß je gebuhlt es seyn, was buhlt Ihr mit Kamönen?
Fehlt es an Gecken doch nicht unter Deutschlands Söhnen.
Die Sucht nach Ruhm, wer mag sie einem Weib verzeihn?
Des Weibes schönster Ruhm ist, nie genannt zu seyn.
Zwar manches böse Wort, o scheltende Xantippe!
Doch nimmer floß ein Reim Dir von der frommen Lippe.
O Mutter Eva! jetzt klagt doppelt Deinem Zahn
Ob seinem Apfelbiß das Chor der Männer an.

Denn könnte, was wir auch von hohen Liedern träumen,
Sprich, könnte wohl ein Weib im Stand der Unschuld reimen?
Ach! leider spürt die Wuth man noch im dritten Glied.
Einst sang die Großmama; die Mutter sang ihr Lied;
Jetzt kommt die Enkelinn, und treibt, zu unsrem Leide,
Mit ihrem Kling und Klang es toller noch, als beyde.
Sonst wagt' ein Mann sich kaum in den gelehrten Streit;
Jetzt sieht man, wie dem Hahn Trotz manche Henne beuth.
Macht kund: Das beste Lied gilt der Dukaten zwanzig!
Wie rennen sie herbey von Wien, Berlin und Danzig!
Und manche Kämpferinn, bereit zu jedem Krieg,
Gewönne, wär' es noth, selbst mit der Faust den Sieg.
Ihr Männer! könnt Ihr nicht ein Ziel dem Unheil setzen?
Schleppt Gold und Perlen her! Geitzt nicht mit Euren Schätzen!

Kein Opfer ist zu groß, wenns Einem nur gelingt,
Daß er sein zweytes Ich vom Reim zur Prosa zwingt.
Entsagt der Eifersucht; gebt ihnen Cicisbeen!
Laßt sie, will es ihr Hang, Rom und Neapel sehen!
Will Eine kochen? Wohl! Von Marmor sey der Herd!
Ersetzt den Pegasus ihr durch das schönste Pferd!
Ihr Guten! spielt, so sprecht, Romane nach Belieben!
Man drückt ein Auge zu. Nur laßt sie ungeschrieben!
Umsonst! Vom Orkus zwar, so will es das Geschick,
Kehrt wohl ein Weib, doch keins kehrt vom Parnaß zurück.
Nur schöne Geister, heißt der Schluß im Rath der Weiber,
Zählt man jetzt unter uns, wie sonst nur schöne Leiber.
Zu allen Dingen nütz ist ihnen der Gesang,
Oft dient zur Lockung er sogar beym Männerfang,
Und ihrem Muthe hilft noch mehr das Wort zum Schwunge:
Was ist die Feder sonst, als eine zweyte Zunge?
Und wenn mit Einem Paar sich eine Frau begnügt,

Sprecht, ob die Heldinn nicht selbst die Natur besiegt?
Will auch ein Kritikus sich ungeberdig stellen,
Wie gern, ergreifen sie das Recht zum — Widerbellen!
Und singen fort, schnarcht gleich zuletzt das Publikum.
Denn wurde je ein Weib mit gutem Willen stumm?
Drum räth die Weisheit: Laßt die schon Verlornen fahren,
Um die Unmündigen gewisser zu bewahren!
Es gelte den Versuch beym Taufen, ob vielleicht
Der Reime Dämon nicht dem Exorcismus weicht!
Doch wird zuletzt — wer kennt des Schicksals dunkles Walten? —
Wird Sapphos Schwesterschaft zuletzt das Feld behalten,
Ihr Männer, so ergebt Euch gern der Götter Zucht,
Und nehmt zum Muster Euch der Abderiten Flucht.
Die gleiche Noth gebeuth Euch Gleiches zu beginnen!
Vor Quakern flohen sie; Ihr flieht vor Quakerinnen.

DZ 12